

C. F. Schinkel

und

sein baukünstlerisches Vermächtniss.

Eine Mahnung an seine Nachfolge in der Zeit

in

drei Reden und drei Toasten

an den Tagen der Geburtstagsfeier des Verewigten gesprochen

von

Carl Boetticher.

Berlin, 1857.

Verlag von Ernst & Korn.

(Gropius'sche Buch- & Kunsthandlung.)

Ratsbibliothek
Fachabt. der Berliner Stadtbibliothek

An Schinkel's Manen.

Am 13. März jedes Jahres.

Du zeigst umsonst den Blöden Weg und Spur,
Der Dummheit Dünkel bringt kein Gott zum Weichen!
Bedenk: Philister überzeugt schon Samson nur
Mit guten Eselskinnebakkenknochenstreichen!

Das Princip
der
Hellenischen und Germanischen Bauweise
hinsichtlich der Uebertragung
in die
Bauweise unserer Tage.

Festrede am 13. März 1846.

Der festlichen Feier des heutigen Tages welche durch die Theilnahme so vieler hochbegabter und erleuchteter Männer der Kunst und Wissenschaft eine würdige Weihe erhält, wird es entsprechen wenn wir den Blick auf eine der nächsten Folgen lenken welche die schaffende Thätigkeit des Mannes hervorgerufen hat dessen Ehrengedächtniss uns hier vereint. Betrachten wir das Verhältniss in welchem sich unsre Zeit zur Tradition der hellenischen Baukunst befindet, so ergiebt es sich dass nur allein durch Schinkel, weil er werkthätig schaffend ihre Bildformen in unsern Gesichtskreis führte, die Wissenschaft der Baukunst rückwirkend angeregt und die Erforschung und Durchdringung des Wesens der hellenischen Weise ihr zu einem ersten und unabweisbaren Vorwurfe der Thätigkeit gesetzt worden ist. Es bezeugen in der That auch die Leistungen der diesem Ereignisse vorangehenden Kunstforschung, dass es erst nach seinen Schöpfungen möglich wurde in das Wesen jener Kunst einzugehen und eine Wissenschaft derselben zu begründen. In Absicht hierauf zeigt es sich eben wie doch ein glücklicher Genius im werkthätigen Künstler heut zu Tage stets auf eine zwiefache Weise die Sendung erfüllt zu der er berufen ist. Denn indem er einmal durch sein Werk das von der Zeit geforderte Nothwendige erfüllt, genügt er dem Bedürfnisse der Gegenwart und regt die Werkthätigkeit zur Nacheiferung an; indem er anderer Seits aber dieses Werk in das Gewand einer historischen Kunstweise einkleidet und es so wiederum zu einem Historischen zu erheben versucht, nö-

thigt er die Wissenschaft der Kunst zur Erforschung jener Weise zu schreiten die er durch ihre Uebernahme als die Zweckerkfüllende bezeichnet hatte. Es bedarf hier nicht erst der Bevorzugung dass wir unter Wissenschaft der alten Baukunst keineswegs die Kenntniss ihrer überkommenen Werke und Kunstformen schlechthin verstehen, sondern, dieses vielmehr schon vorausgesetzt, nur in die Erkenntniss des Wesens und ursprünglichen Begriffes der in diesen Bildungen Körper und Kunstform gewonnen hat, einzig und allein das Kriterion ihrer Wissenschaft setzen können.

Wenden wir aber den Blick auf Wohlthaten die uns durch die schaffende Thätigkeit Schinkels geworden sind, so wird es sich von selbst verstehen dass jedes Mal da wo man sich derselben erinnert stets auch derjenigen Edlen nachrühmend gedacht werden müsse durch deren Geist vordem der seinige genährt, gebildet und gezeitigt wurde. Unter diesen werden wir insbesondere dankbar den Namen jenes hochsinnigen Staatsmannes und Gelehrten nennen dürfen der einst zur Zeit der höchsten Noth ein Hort Schinkels ward, ihn uns für das erhielt wozu er berufen war und durch sein Wohlwollen allein ihm den Pfad bereitete auf dem er unbeschwert von der Bürde weltlicher Sorge seinen Genius in ungeprübter Lauterkeit und Freiheit entfalten konnte. Solchen bereits hinübergegangenen Männern wie einem Wilhelm von Humboldt, Hirt, Niebuhr und Anderen gilt die Spende des Dankes auch heute.

Endlich werden wir uns auch bei der Betrachtung solcher Verhältnisse aller eingeschränkten Vorliebe für den grossen Künstler so enthalten müssen wie es seiner Würde als eines Mannes entspricht der ein Moment in der Kunstgeschichte dasteht; auf dass man uns nicht der Parthei oder der Kurzsichtigkeit zeihen und dereinst sagen dürfe: weil in einer einseitigen Erkenntniss seiner das Urtheil der Zeitgenossen befangen gewesen, sei das folgende Geschlecht genöthigt worden erst die veruntreute Kunstgeschichte in ihrer Integrität wiederherzustellen, um den Standpunkt zu unbefangener und gerechter Würdigung des Mannes aufzufinden. Um daher historischer Seits der Wahrheit die Ehre zu geben, würden wir hier vor Allem auch gedungen sein auf einen Namen hinzudeuten dessen Träger zum Heile des Vaterlandes noch heute dieselbe Frucht des Kunstsegens im Geschlechte verbreitet die er vordem durch Schinkels Hand in jenen Werken austreute in welchen ein fürstlicher Sinn selbst der sterilen ländlichen Na-

tur das Siegel des Edelschönen aufprägte und eine Wüstenei zu hesperischen Gärten umschuf. Den Urheber dieser Werke, von dem Schinkel selbst das denkwürdige Wort sprach „dass er Ihn, wenn ein solches Verhältniss hätte statt finden können, als den ersten der lebenden Architekten würde anerkennen müssen“ — würden wir zu nennen gezwungen sein, wenn anders nicht eine höchste Ehrfurcht dem Munde jetzt noch ein schickliches Schweigen darüber auferlegte. Und doch sind es allein diese Schöpfungen deren Gedanken die strenge Kunst Schinkels werthtätig bewogen den andern Rhythmus anzustimmen, in welchem sie vom Kothurne herabsteigend zur Idylle, zu Hirtenstab und Syrinx griff, um in dem überraschten Wanderer dem dort neben Hippodrom und Piscina, unter dionysischen Laubschirmen am Springquell die Labesitze glücklicher Lebensruhe entgegenwinken, das Verlangen zu erregen: es möchte ihm wohl vergönnt sein hier gleich jenen glücklichen Lotophagen Homers, der Heimkehr in das süsse Vaterland zu vergessen und die Tage in einem ewigen *dolce far niente* sanft und linde vorüberfliessen zu sehen. Führten uns Schinkels Werke ernsten Styles zur Ahnung der hieratischen Weise hellenischer Baukunst, so haben uns diese Werke welche den Geist virgilischer Georgiken athmen, zuerst jene Wunderwelt römischer Urbanen und Rustiken, die bis dahin nur in schriftlicher Ueberlieferung, Sagen gleich lebten, in Wirklichkeit schauen und kennen gelehrt. Und zu welcher Stufe der Erkenntniss alten Lebens in der Kunst sind wir nicht durch sie in drei kurzen Decennien geführt worden? Was hat aber die Kunst auch für eine höhere Aufgabe als dass sie die Pulse des Lebens durchdringe und die Sehnsucht nach dem Edlen und Schönen im Geschlechte erwecke? Erst dann wird das Werk des Künstlers zum Mittel der Ethik. Spricht sich schon im Bedürfnisse die Stufe der sittlichen Höhe, der Bildungszustand eines Geschlechtes aus, so giebt das Werk der Architektur welches dieses Bedürfniss erfüllt, der Nachwelt ein Zeugniß von der Bildung des Baumeisters und vom Geiste seines Gründers. Und wenn der Mann unser Lob gewinnt der in seinem Werke dem Bedürfnisse der Zeit genügt, so ist derjenige vor allen zu rühmen der in solchem Werke sich noch über dieses hinaus erhob, mit seinen Gedanken der Zeit voranging und, Edleres vorbildend, das Geschlecht zu diesen mit hinanzog. Darum sind auch Dichter und Künstler hienieden nicht gesandt damit sie der gemeinen Wirklichkeit fröhnen und in deren Kreise verweilen

sollen, sondern sie sind erwählt zu solchem höheren Dienste, in welchem sie unbekümmert um den Beifall oder Tadel der kurz-sichtigen Menge das hinausführen müssen was ihnen die Gottheit in das Herz geschrieben. Findet nun jedes grosse Werk der Kunst seinen Ursprung in der Veranlassung, diese aber nur ihren Ursprung in dem Willen dessen der sie setzen konnte, so sind die Werke der Kunst recht eigentlich ein Ruhmesmal und ein bleibendes Zeugniß von dem Geiste ihres Gründers, des Grossen, des Fürsten, der weisen Entschlusses voll so edle Werkzeuge erwählte um den Geist seines Volkes zu erheben und ihn aus dem Kreise des niederen Lebensbedürfnisses zum Edlen und Erhabenen hinan zu führen.

An diejenigen nun welche in unseren Tagen den Sinn der Vorzeit zugewendet und die Erkundung des Lebens und Schaffens vergangener Geschlechter in der Kunst als Vorwurf ihrer Thätigkeit erkannt haben, an diese wird so oft von der anderen Seite, von den Männern der Zeit oder denen die nur der Gegenwart und ihren Interessen allein leben, die Frage gerichtet: wozu eine solche Thätigkeit führen solle? Was dieses Zurückwenden zu einer vergangenen Kunstwelt, diese Anknüpfung und Aufnahme ihrer Traditionen, dieses Einleben in dieselben wohl nütze? Ob wohl die grösste Entdeckung die dort gemacht, der wichtigste Kunstaufschluss der da gewonnen werde, den Nutzen aufwiegen könne den die Lösung und Erfüllung des geringfügigsten Vorwurfes von heute gewähre? Ganz insbesondere aber betreffen solche Einwürfe die Forschungen in der Kunst welche man die Mutter der zeichnenden Künste nennen darf, die Baukunst, und vornemlich diejenige ihrer Weisen die wir unter dem Namen der hellenischen begreifen, die aber in der That nur die gereifte Frucht, das ausgeklärte Resultat aller Bauweisen ist welche, wenn man die Anfänge des Bogenbaues in der römischen Weise ausnimmt, die vorchristlichen Völker insgesamt entwickelt haben. Man ist geneigt das Zurückwenden zum Ursprünglichen für eine einseitige oder gelehrte Liebhaberei am Alterthümlichen, das Einleben in seine Traditionen für einen Rückschritt zu halten der nur gethan werde aus Mangel an eigener Fähigkeit Neues, Zweckgemässes, so zu sagen im fortschreitenden Sinne Gedachtes erzeugen zu können.

Seit der Zeit besonders wo sich bei uns die Ansichten über

antike und mittelalterliche Bauweise so schroff einander gegenüberzustellen anfangen, hat man über die Frucht und den Nutzen des Studiums dieser beiden sehr verschiedene Urtheile an den Tag gelegt. Gleichwohl sind hierbei nie die Grundursachen berührt worden von denen allein ein jedes Urtheil und ein jeder Vergleich ausgehen kann; denn alle Ansichten für oder wider eine Weise bewegten sich nur um die äussere Schale, um das Schema der baulichen Kunstformen in denen man das Princip einer Bauweise zu sehen glaubte. Auf das Wesentliche dagegen im eigentlichen Sinne, auf das woraus die Kunstformen sowie die unterscheidenden Physiognomien aller Bauweisen überhaupt erst entspringen, auf das statische Princip und die materiellen Verhältnisse einer jeden ist man niemals recht eingegangen. Und doch kann Letzteres allein nur massgebend für jede Kritik sein. In was für unfruchtbaren und dem eigentlichen Wesen der Sache ganz fern bleibenden Ansichten man sich bis jetzt hierüber ergangen hat ist bekannt. Indem von der einen Seite daher das Schema der antiken Bauweise als das Ideal, als der Gipfelpunkt aller tektonischen Thätigkeit bezeichnet wurde über den hinaus sich keine Kunstweise jemals erheben könne, schloss man die mittelalterliche Bauweise, namentlich die welche das Spitzbogengewölbe bezeichnet, als eine germano-barbarische von ihrem wohl-erworbenen Rechte aus und übersah den gewaltigen Schritt den letzteres von der Materie frei gewordene System weitgespannter Raumdecken statischer Seits gemacht hatte, im Vergleiche zu dem statischer Seits dagegen beschränkten Systeme der hellenischen Steinbalkendecke, die an einen gewissen Materialwuchs, an geringe Spannweiten und einseitige Planformen gebunden ist. Von der anderen Seite wurde wie gesagt die hellenische Weise eine fremd eingebrachte genannt, die unseren baulichen Verhältnissen durchaus nicht entspreche und unserem Gefühlskreise so wenig eingänglich sei dass wir ihre Kunstformen gar nicht zu verstehen vermöchten. Aber man ging noch weiter, man legte die Hand auf das Herz und sagte: wir sind nicht Heiden mehr, wie dürfen wir das Sacrilegium begehen und unsere Heiligthümer durch die Formen jener Kunst profaniren? Die Formen für ein christliches Bewusstsein hat uns das Mittelalter allein vorgebildet, sie sind es die dasselbe erfüllen, diese nur verstehen wir, dazu sind sie auf unserem Boden erwachsen und unserer Väter Brauch. Als ob in der Kunst Formen in denen eine ewig gültige Wahrheit für alle

Geschlechter dieser Erde ausgesprochen ist, jemals bloss heidnische oder christliche, hellenische oder germanische sein könnten!

Wurde solchermassen nur eine Weise als die allein wahre und gültige hingestellt, die andere aber negirt, und somit von beiden Seiten her je eine Hälfte der Kunstgeschichte aufgehoben, so bezeugte dies offenbar dass man weder zur Erkenntniss derjenigen die man annehmen, noch zur Erkenntniss der anderen die man ausschliessen wollte gekommen sei. Man übersah dass Beide, wenn sie sich uns auch als Gegensätze darstellen, doch nur Gegensätze sein können die nicht gedacht und geschaffen worden sind um sich gegenseitig aufzuheben oder zu vernichten, sondern Gegensätze die sich einander ergänzen sollen und deshalb in der grossen Geschichte der Kunst nur mit einander gedacht sind. Es bezeichnen beide nur zwei Entwicklungsstufen die erst vorangehen und ihren vorgezeichneten Kreis erfüllen mussten bevor eine dritte Weise an das Licht treten kann welche keine der vorigen negirt, sondern vielmehr nur auf Beider Resultate sich gründen könne um eine dritte und höhere Stufe der Entwicklung einzunehmen als irgend eine von jenen erstiegen hatte; eine dritte Weise zu deren Erzeugung die uns folgende Zeit schon der geschichtlichen Nothwendigkeit nach berufen ist und zu deren Beginn unsere Zeit in der That auch schon angehoben hat den Grund zu legen.

Was also diese beiden eben berührten Ansichten betrifft so ist es klar dass eine Entscheidung welche von Beiden die rechte und gültige für die Erledigung unserer Vorwürfe sei, weder von der einen noch von der anderen Seite möglich werden konnte. Denn wenn man Beide genauer erwägt so stellt sich unläugbar Folgendes heraus. Gäbe man der einen Ansicht Raum so würde die antike Weise als ein Erstorbenes und auf sich Beruhendes völlig aus unserem Kunstkreise zu entfernen sein; erkannte man aber mit demselben Rechte die Forderung der anderen Meinung an, so würde die germanische Weise ebenfalls als eine völlig ungültige ausgeschieden werden müssen. Als Resultat bliebe uns demnach nichts mehr übrig, wir ständen plötzlich in einer ungeheuren Leere allein da und hätten allen historischen Boden verloren den die Vergangenheit uns und der Zukunft als einzige Basis gelegt hat auf welcher eine Weiterentwicklung möglich ist. Hieraus ergiebt sich aber folgerecht Zweierlei für uns. Erstlich dass wir, um nicht das Positive zu verlieren was wir einmal be-

sitzen, das direkt Ueberlieferte zunächst festhalten müssen. Und in der That ist auch eine Abweisung oder Negation desselben ebensowenig möglich als es eine Abweisung der Geschichte überhaupt wäre; denn selbst in den ephemeren Gebilden welche einige sogenannte originelle Geister in jüngster Zeit dann und wann an uns vorübergeführt haben und in denen sie sich als von aller Ueberlieferung befreit manifestiren wollten, erblickten wir in dem was daran etwa noch die Spuren der Wahrheit trug, nur die unverstandenen und gemissbrauchten Formen der Tradition, weiter nichts. Umgekehrt dagegen sehen wir grossartig gedachte Monumente vor uns die sich im Kreise der Tradition bewegen, welche deshalb und weil sie zugleich das zeitige Bedürfniss was sie entstehen hiess erfüllen, ein Bleibendes in der Geschichte sein werden. Zweitens aber folgt daraus dass wir auch das Ueberlieferte nicht bloß als solches im Brauche behalten können, sondern wissenschaftlich forschend in die geistigen und werththätigen Verhältnisse desselben eindringen müssen um so zur Erkenntniss seines Wesens, zum Begriffe seiner Bildformen zu gelangen, bevor wir entscheiden können was in der Tradition bloß der Vergangenheit angehöre, für diese allein gelte und von unserer Zeit mithin abzuweisen sei, oder aber was in ihr als ewig Wahres und für alle kommenden Geschlechter Gültiges demnach auch von uns aufgenommen und festgehalten werden müsse. Dies würde der wahre, der geistige Eklekticismus, der Eklekticismus des Wesens sein der in der Geschichte waltet und durch welchen die Natur das Wesen jedes Dinges stufenweise in einer immer mehr sich erhöhenden Entfaltung seiner endlichen und höchsten Bestimmung entgegenführt.

Indess begegnen wir ausser jenen beiden noch einer dritten Ansicht welche zu einer Vermittelung und Vereinigung beider Extreme rath. Diese Ansicht hätte allerdings das Rechte auf ihrer Seite gehabt, wenn sie sich nicht wiederum nur auf der Oberfläche gehalten und gleicherweise auf Negationen gebaut hätte. Und zwar auf die Negation derjenigen Dinge in beiden Weisen die ganz unantastbare Eigenschaften derselben sind. Die Ansicht ging nemlich auf nichts Anderes als darauf hinaus: dass man mit den Kunstformen der hellenischen Weise das statische Gliedergerüst der germanischen Weise überkleiden und überhaupt so dem Bogensysteme eine sogenannte ästhetische Ausbildung verleihen solle. So wollte man also das in sich vollendete Gewächs einer ehrwür-

digen Kunst in dem das künstlerische Bewusstsein und werkhätige Vermögen eines grossen Geschlechtes aufgegangen und offenbar geworden ist, gleich einem Modelle gebrauchen um es versuchsweise und nach Belieben zu kostümiren! Dieses war daher auch der abenteuerlichste und ärmste Gedanke, es war der Eklekticismus auf der niedrigsten Stufe, der auch da wo er in der Geschichte erscheint, stets den Rückfall eines Geschlechtes von einer höheren Stufe der Tradition herab ins Bewusstlose und Willkürliche bezeichnet. Denn während man so der einen Weise das An- und Mitlhrgeborne, für ihr Wesen allein Charaktervolle entzog, verstümmelte man sie schmähhlich, indess man der anderen die ihr im Wesen als Gegensatz dasteht, durch Aufzwängen eines widernatürlichen Gewandes die bitterste Gewalt anthat und sie mitleidsvoll zu einem Popanze moderner Kunst herabzog. Und, kann man fragen, würde die alte Weise die man beibehielt durch dieses Anthun eines neuen Gewandes wirklich zu einer neuen in der das Wesen beider aufgegangen wäre gewandelt worden sein? Hätte man damit eine ursprüngliche Erfindung, ein neues statisches Bausystem ans Licht gebracht, oder würde dadurch nur ein Bastardgebilde erzeugt worden sein welches väterliche und mütterliche Abkunft unwürdig hätte verläugnen müssen? Wohl hätte man so Neues erzeugt, aber auch Unerhörtes! Wohl ein der Form nach mögliches Werk, aber ein wesenloses, ein todtgebornes Ding. Denn wären die hellenischen Kunstformen die rechten und erfüllenden für die germanische Weise gewesen, wie würde es dann gekommen sein fragen wir, dass der Bogenbau, ohnerachtet er doch mit ihnen beginnt und uranfänglich in ihrem Gewande auftritt, sich dennoch allmählich mit der steigenden Entfaltung seines Wesens davon loszuringen sucht und dasselbe, mit Ausnahme sehr geringer Ueberlässe, endlich da ganz von sich wirft wo er die Grenze der Selbständigkeit erreicht und sich als vollendeter Gegensatz manifestirt? Sind zwei Bauweisen zur vollendeten Entwicklung und Entäusserung ihres Wesens gelangt und stellen sie sich in diesem relativ als Gegensätze dar die einander diametral gegenüberliegen, wie ein solches Verhältniss thatsächlich zwischen der hellenischen und germanischen Weise stattfindet, so kann jede eklektische Uebertragung der Kunstformen von einer auf die andere, weil sie eben aus einer Bewusstlosigkeit des Wesens beider hervorgeht, wiederum nur bewusstlose Formengebilde erzeugen, welche überdies durch die Widersprüche die sie in sich enthal-

ten einander gegenseitig vernichten. Ein solches Beginnen ist daher von der Geschichte selbst als ein Auflösungsprozess alles dessen bezeichnet was eben die Architektur zur Kunst macht. Es bekundet jedesmal da wo es in einer Bauweise erscheint, das schon erfolgte Ableben des Gedankens der Formen. Dreimal ist bereits ein ähnlicher Prozess aufgetreten, dreimal hat er eine solche Folge herbeigeführt, jedes Mal hat er das Geschlecht welches zu diesem Auskunftsmittel griff von der Höhe welche die ihm überkommene Tradition schon gewonnen hatte herabgestürzt auf die niedrigste Stufe alles Bildens, in den Zustand in welchem der Zufall anstatt der Nothwendigkeit, die Willkühr an Stelle des Gesetzes waltet.

Zum ersten Male giebt hiervon Zeugniß jene Indische Weise des Höhlenraumbildens welche nach der Blüthe der hellenischen Kunst erscheint, die man aber nicht einmal mit dem Namen einer Baukunst belegen kann, indem sie ohnerachtet des gigantischen Kraftaufwandes im Werkthätigen doch so arm an Erfindung im Geiste ist, dass sie nicht im Stande war ein statisches freigegliedertes Bausystem zu erzeugen, sondern sich blind, geistig energielos, dem zufälligen Bestande der rohen gewachsenen Materie anheimgab. Betrachtet man jene vasten, freudelos gebildeten Höhlenräume deren monolithische Flächen statische Glieder- und Kunstformen der hellenischen Bauweise als todte, bizarr verzerrte Schemata überziehen, so muss man gestehen dass die Geschichte diese Werke als ein warnendes Beispiel vor Augen gestellt habe, wie ein ganzes Geschlecht welches entweder nicht zum Bewusstsein gelangt oder dessen Bewusstsein zerrüttet und verloren war, so weit unter das Bewusste herabsinken kann. Und doch hat man geglaubt in dieser indischen Weise einen ursprünglichen Anfang aller Kunstweisen zu sehen aus dem sich das Bewusste einer hellenischen Weise könne erzeugt haben. Zum anderen Male erscheint ein solcher Verwandlungs-Prozess in der Bauweise der Araber. Nicht fähig die in Besitz überkommene antike Weise im Wesen zu durchdringen, entnimmt diese phantastische Kunst von letzterer nur dasjenige Räumliche was der Begierde nach Lebensgenuss fröhnen könne; dagegen vernichtet sie deren Kunstformen und überkleidet anstatt ihrer teppichartig und in geometrischen Schematen das statische Gliedergerüst mit den ihr eigenen Formen der Pflanzenwelt, so mit einer prunkenden aber nichtssagenden Hülle ihre Werke überziehend. Zum dritten Male tritt sie

während des Erlöschens der germanischen Kunst in der Epoche der sogenannten Renaissance auf, wo unverstandene antike Kunstformen übernommen wurden Werke germanischer Weise zu staffiren. Welche wesenlosen und bizarren Formgebilde sie hier am Ende zu Wege gebracht habe ist zu bekannt und zu unerfreulich um sich über ein Kriterion solches gehaltlosen Formenschwulstes zu verbreiten. Man kann bei dieser nur im Dienste einer fürstlichen Vergeudung stehenden Luxuskunst blos bedauern, wie sich in den ausserordentlichen materiellen Mitteln welche für die in der Intention oft grossartigen Bau-Anlagen aufgewendet worden sind, kaum etwas Anderes ausspricht als eine entnervte Begierde nach hohlem Genusse die das Vermögen des Geistes überdauerte.

Also auch die dritte Ansicht die zur Vermittelung rieth um eine neue Weise zu bilden, hielt sich gleichfalls auf der Oberfläche der Erscheinungen. Es war auch ihr nicht bewusst wie der Ursprung aller besonderen Bauweisen nur in der Erwirkung eines neuen statischen Kraftprincipes aus der Materie beruhe, welches allein die Bildung eines neuen Raumdekkensystemes möglich macht und hiermit zugleich die einer neuen Kunstformenwelt hervorruft. Indessen beweist auch sie nur zur Genüge dass man es wenigstens noch anerkannte der Tradition zu bedürfen, wenn auch bloss in einer äusserlichen Zusammensetzung ihrer Schemata. Aus aller dieser Willkühr mit der man Eines setzte oder aufhob, folgte mithin im Ganzen nur eine Verweisung unserer an die Tradition; wir wurden genöthigt zur Annahme und Erkenntniss dieser selbst zu schreiten. Und es liegt wohl auf der Hand dass man erst das eigenthümliche statische Princip eines ganzen Bau-systems sowie den Begriff jeder einzelnen seiner Kunstformen gewonnen haben müsse, ehe man dessen Ergebnisse als Mittel zum Ausdrucke eigener Gedanken gebrauchen, geschweige denn ein absolutes Gesetz für den Gebrauch seiner Kunstformen aufstellen könne.

Anders dagegen verhielte sich die Sache wenn wir beide zuerst berührten Ansichten gelten liessen dabei aber keine Negation gestatteten, so dass beide Kunstweisen hinsichts der Formen in ihrem wohlerworbenen historischen Rechte unangetastet bestehen könnten. Dies würde aber nur soviel heissen als die Tradition fortführen und da gebrauchen wo sie nur irgend dienen könne die unserer Zeit entspringenden Vorwürfe zu erfüllen, und zwar sie so lange fortführen bis sich im Schoosse dieser Zeit einst eine

neue erfüllendere Weise erzeugt habe die dann an Stelle des Ueberlieferten treten könne. Und dies würde der historische entwicklungsfähige Gang der Kunst sein und ist es auch deutlich nachweisbar.

Wie entsteht aber überhaupt jede neue Bauweise und wodurch charakterisirt sie sich in Hinsicht ihres Principes?

Das Wesen jeder eigenthümlichen Bauweise spricht sich in dem Systeme aus nach welchem die Raumdekkung in Glieder oder statisch wirkende Körpereinheiten gegliedert und räumlich gefügt ist. Denn nur um die Möglichkeit der Dekkung bewegt sich die Möglichkeit eines geschlossenen Raumbauwes, von dem Schema ihrer Gliederung hängt die allgemeine Form des Planes, hängt seine besondere Einrichtung ab, sie ist in allen Bauweisen das Moment welches das System so wie den statischen Formenschnitt der Stützen, die besondere Anordnung und Gliederung der raumumfangenden Wände hervorruft, sie bedingt endlich die Kunstformen aller dieser auf sie bezüglichen Theile. In der Dekke zeigt sich mithin das statische Princip jeder Bauweise, es ist in ihr das bauliche Kriterium derselben geborgen. In jeder Bauweise handelt es sich daher zuerst um die Entwicklung einer statischen Kraft aus der baulichen Materie welche als wirkendes Princip in das System der Dekkung eingeführt wird. Drei statische Kräfte sind es nur welche baulich genutzt werden können und, wie es die technische Sprache bezeichnet, als absolute, relative und rückwirkende Festigkeit oder als Resistenz gegen Zerreißen, Zerbrechen und Zerdrücken in der Materie eingeschlossen liegen. Dieses Geheimniss der statischen Dynamis in der Materie aber hat seinen Grund in der Textur derselben, in dem Gesetze ihrer atomischen Fügung; auf dieser beruht der Grad ihrer Cohärenz der sie zu einer baulichen Verwendung fähig macht. Jede dieser Kräfte ist im formlosen Zustande der Materie todt und latent; sie wird erst erweckt und zur statischen Kraftäusserung genöthigt sobald man ihr eine solche körperliche Form verleiht welche ihr analog ist und sie zugleich geschikkt macht den baulichen raumbildenden Dienst zu erfüllen zu dem sie bestimmt ist; oder mit anderen Worten: sobald man ihr die Form baulicher Glieder giebt. Diese Glieder sind die einzelnen Kraftmomente auf welche das Dekkensystem, also überhaupt das ganze bauliche System seine Existenz gründet. Nicht jeder Materie aber wohnt eine jede der drei Kräfte in gleichem Maasse inne. Es muss daher in derjenigen welche

zur baulichen Verwendung werkthätig aufgenommen wird, die in ihr eingeschlossene Kraft so wie deren Grad prüfend erkannt werden. Dieser Erkenntniss folgt aber auf dem Fusse auch das Gesetz in welche Form sie gefügt sein wolle um baulich den Dienst zu verrichten den man ihr vorbedingt habe; es ist hiermit die statische Form des baulichen Gliedes gewonnen, die Natur der Materie besiegt und dienstbar gemacht worden. Durch einen solchen Prozess hat sich die hellenische Weise die relative Festigkeit der Materie als wirkendes Princip ihres Dekkensystems gewonnen, der Gewölbebau dagegen die rückwirkende.

Diese statische Bewältigung der Materie in der die Werkthätigkeit aller Baukunst wurzelt, ist es eben was diese Kunst vor Skulptur und Malerei voraus hat und welche ihr einen höheren Standpunkt werkthätiger Selbständigkeit verleiht als diese beiden inne haben. Denn während sie erst statisch ringend die Materie besiegt und ohne ein äusserlich gegebenes Vorbild dafür zu besitzen ein bauliches und raumerzeugendes Körpersystem geschaffen haben muss, ehe sie zu Malerei und Skulptur greifen kann um diesem Kunstformen aufzuprägen, so schreiten Skulptur und Malerei unverweilt zur Darstellung ihres Gedachten durch Herzziehen bereits vorhandener Analogien der Sinnenwelt. Und wenn Winkelmann und Schelling bewiesen haben wie es sehr wohl möglich sei das Gesetz und innerste Wesen beider Letzteren zu durchdringen ohne selbst werkthätiger Künstler zu sein, so bezeugte der Verfasser der „Baukunst nach den Grundsätzen der Alten“ und mit diesem alle dem ähnlichen Schriften, wie es Niemandem möglich ist zum materiellen Principe dieser Kunst zu dringen so wie die Ursache und Bedeutung ihrer Formen zu erklären, ohne die Schule des Werkthätigen in der Baukunst durchlaufen und dessen völlige Kenntniss gewonnen zu haben. Ein jedes werkthätige Geschlecht das einer neuen Bauweise Ursprung gegeben, hat mit diesem Bewältigungsprozesse der Materie beginnen, mithin vom Ursprünglichen, Anfänglichen ausgehen müssen. Jedes Geschlecht hingegen welches nicht dahin zurückkehrte und von hier aus begann, sondern sich mit der Tradition einer schon vollendeten fertigen Weise begnügte, hat keine neue Weise erfinden können. Dieses Wiederbeginnen beim Ursprünglichen und Anfänglichen alles Bildungsprozesses schwebt als ewiges Gesetz über jedem Geschlechte welches berufen ist eine neue Weise zu schaffen, es kann sich demselben nicht entziehen. Ist es auch Anfangs be-

wustlos in ihm wirkend und weitertreibend, so wird es erkannt und bewusst sobald es zur Thatsache geworden, das heisst aus dem blossen Gedanken in die Wirklichkeit getreten ist. Jedes erwählte Geschlecht muss also werkthätig wieder zu diesem Anfänglichen zurückkehren, es muss den statischen Entwicklungsprozess der Materie die es als bauliches Moment in seine Weise aufnimmt von Neuem wieder beginnen. Nicht aber die Entwicklung derselben Kraft die bereits entwickelt ist wird wiederholt, sondern die Auswirkung einer anderen welche noch unentwickelt in der Materie ruht; sonst würde der Mensch gleich dem Sisyphos der alten Sage zu ewiger fruchtlos wiederholter Arbeit verdammt sein ohne das Ziel der Mühen erlangen zu können. Deshalb haben ihm eben Geschichte und Tradition in den Monumenten das Princip jeder Bauweise als Ergebniss der vorhergegangenen Prozesse aufbewahrt, auf dass er mit werkthätiger Wissenschaft forschend erkenne was schon vorhanden und entwickelt sei, um dieses als Frucht für sich zu erwerben; deshalb hat auch die gütige Natur ganze Kunstweisen bis auf die Dinge vernichtet in denen die Keime zu einem Neuen, Höheren enthalten sind, alles andere dagegen was nur für die Vergangenheit allein gültig war, mit einem schwer durchdringbaren Schleier bedeckt. Damit wollte sie das folgende Geschlecht nur nöthigen selbstthätig zu sein, in den hinterlassenen Spuren des Vergangenen das Wesen desselben zu lesen und somit nicht blind vorwärtstastend, sondern mit Bewusstsein das ihm noch Vorbehaltene, Verborgene zu erkennen und durch analogen Prozess der Bewältigung für seine Weise dienend zu besiegen. Und das sind eben die Segnungen der Tradition. Denn wenn das Hellenische allein das Erfüllende für die Geschichte gewesen wäre, so würde das Mittelalter nicht erschienen sein; wäre aber Letzteres dasjenige was die Entwicklung beschliesse, so würde das Menschengeschlecht zum Ende seiner Tage gelangt sein. Es müsste uns aber mit einer wahrhaften Wehmuth erfüllen sollten wir uns auf ein Mal aller der geistigen Schöpfungskraft beraubt sehen die den vorhergegangenen Geschlechtern in so vollem Maasse verliehen worden war, wenn nicht die Geschichte dem forschenden Auge zeigte wie eine innere Kraftthätigkeit andauernd und stets neu schaffend fortwirke, wie sich der Entwicklungsprozess der in den Hellenen für eine Seite der Baukunst erkennbar hervortritt, im Mittelalter nach einer entgegengesetzten hin fortgepflanzt, und in einer synthetischen Weise von der kom-

menden Zeit weiter geführt werden müsse. Aber nur das Geschlecht welches Kraft hat die Mühen der Forschung und die Pein der Materie zu tragen, kann durch dieses Beides zur Lust ihrer erfüllten Besiegung, zur Wonne eines Neugeschaffenen gelangen; wenn es dagegen energielos solche Pein meidet und nur einem sinnlichen Genusse fröhnd sich auf der Lust des Ueberlieferten träge bettet, so ist ihm in Wahrheit nur der Schemen schöpferischer Wonne übrig die das vergangene Geschlecht kraftthätig abgenossen hat, so bleiben ihm nur noch die Schlakken aus denen der Gehalt des edlen Metalles längst ausgeschmolzen ist. Kann denn das ein eigen Erworbene genannt werden was nur ein Raub an fremdem Geiste, ein mühelos Entwendetes ist? Wie kann der von schöpferischer Erfindung reden der von einem Vollendeten, Fertigen nur die Hülle der Formen abzieht? Dieses Verhältniss bleibt sich ganz gleich möchte man blos die Schemata der Kunstformen, oder die statischen Systeme und Raumformen der Tradition eklektisch gebrauchen und beliebig verwenden; es wird keines dieser Experimente jemals den Gedankenmangel verdecken der unter solchem Beginnen sich zu verbergen strebt.

Ganz entgegengesetzt solchen eklektischen Afterkunstweisen deren eben gedacht ist, trat schaffend das energische Geschlecht auf welches von der Geschichte auserkoren war eine neue Weise der hellenischen gegenüber zu stellen, ein neues statisches Kraftprinzip aus der Materie zu erzwingen und mit diesem ein Raumdekkensystem zu schaffen welches das der Hellenen bei Weitem überflöge. Dies Geschlecht war dasjenige welches in der römischen Kunst den Bogen oder das Gewölbe begann, und in der germanischen dessen Entfaltung zum Ende hinausführte. Dies Geschlecht kehrte zu jenem anfänglichen Prozesse der materiellen Entwicklung zurück und begann ihn von Vorn, es hat die Pein der Materie getragen, es hat sich aber auch zur Lust ihrer Besiegung durchgerungen. Unfähig eine erfüllende Kunstform für das neue statische Prinzip zu finden welches sich unter ihrer Hand eben erst aus dem Keime emporrichtet, verwendet die römische Weise die bereits überkommenen hellenischen Kunstformen zur Darstellung desselben und hält sie für ihr Bogendeckensystem schematisch fest. Aber diese konnten ihren neuen Zweck nicht erfüllen, sie waren hier mit Ausnahme der nicht auf die Raumdecke bezüglichen Formen ein Widersprechendes. Denn wenn im Dekkensysteme mit monolithen Balken nur die relative Festigkeit

allein wirkt, wenn diese durch die hellenischen Kunstformen der Epistylia und oberen Balken auf das Schärfste und Entsprechendste versinnlicht ist, so mussten diese Kunstformen die nur relative Kraftthätigkeit charakterisiren für den vielkeiligen Bogen ein Widerspruch sein, da in diesem nur das Wesen der rückwirkenden Festigkeit lebt, da nur dieses allein seine Kunstform vorbedingt und in derselben entsprechend versinnlicht werden kann. So führte sich das hellenische Schema in diesen Theilen zwar traditionell fort, jedoch völlig begriffswidrig; es verschwindet daher auch nach und nach immer mehr aus ihnen, bis endlich die heranreifende Kunst als sie dem Gipfel statischer Entäusserung zustrebte es gänzlich aus ihrem Wesen ausstieß. Nur in dunklen Spuren findet sich das hellenische Element noch an den Gliedern der germanischen Weise deren Wesen es zulässt, erhalten. Ob aber diese Weise, während sie sich mit der Emancipation von der Materie auch von der Natur und Sinnenwelt zurückzog, an Stelle jener Kunstformen andere eben so gültige gesetzt habe, ist eine Frage die wir nur mit Nein beantworten können. Was überhaupt die Erkenntniss der Kunstweise anbetriift, so war es ein Anderes mit dem Mittelalter und ein Anderes mit der Antike. Die Werke der christlichen Bauweise stehen noch vor unserem Angesichte, sie dienen noch zu demselben Zwecke wie zur Zeit ihrer Gründung, ihre sittliche und zweckliche Erklärung hat für uns keine Dunkelheiten; ihr statisches System aber in allen seinen Entwicklungsstufen und Varietäten liegt uns gleichfalls vor Augen, wir bedürfen nur des Sehenwollens um erkannt zu haben. Ganz anders verhält es sich mit der Antike; von dieser sind uns nicht allein nur eine sehr geringe Anzahl Werke, und diese selbst in kaum erhaltenen und schwer erkennbaren Resten überliefert, sondern es ist das Eigentliche und Besondere ihrer räumlichen Zweckverwendung bis jetzt noch mit einem dichten Schleier verhüllt. Die hellenische Kunst als solche können und wollen wir auch nicht zurückführen, denn das hiesse um mindestens zwanzig hundert Jahre zurückfallen; eben so wenig aber können wir die germanische Kunst wiedererwecken und ihr neuen Lebensodem einhauchen. Beide Weisen als solche weiterbilden wollen hiesse ein Fertiges überfertigen; beide sind gewesen und werden in ihrem vorigen Sein auch nie wiederkehren. Aber eine andere Kunst in der ein anderes statisches Princip den Grundton angiebt der noch viel herrlicher klingt denn der jener beiden, wird

sich aus dem Schoosse der Zeit losringen und Leben gewinnen; eine andere Weise die erst geboren werden konnte nachdem jene ihre Ergebnisse geliefert hatten, wird an das Licht treten. Diese aber, weil sie nur mittelst derselben erzeugt werden kann, weil sie sich nur auf deren Principe gründet, kann auch keines der beiden ausschliessen, sondern nimmt beide vielmehr in sich auf und lässt sie als dienende Mittel in sich vereint wirken.

Ist es nun wohl möglich dass ausser jenen beiden Weisen der Tradition noch eine andere neue, unserem Geschlechte ursprüngliche entwickelt werden könne in deren Dekkensysteme eine andere statische Kraft als Princip wirke denn bei jenen? Und welche Kraft würde hier das wirkende Princip sein? Auf das eben Vorausgeschickte hinsehend wird sich auch diese Frage beantworten lassen ohne eben der Gabe des Hellschens zu bedürfen. Wie bei jeder Bezeichnung eines erst werdenden Zustandes, so kann auch hier nur von Andeutungen die Rede sein; jedoch liegen die untrüglichen Indicien davon bereits vor unseren Augen, es sind die Anfänge schon zur Thatsache geworden.

Abgesehen davon dass nicht ein einzelnes Individuum eine Kunstweise vorschlagen könne, sondern nur ein ganzes Volk ihr Ursprung geben und eine geraume Zeitepoche ihre Entwicklung hinauszuführen vermag, so kann es damit seine Bewandniss nur also haben.

Dass, wie oben gezeigt, die Dekke das Moment sei welches jede eigenthümliche Weise bestimme und ihr Ausgang gebe, ist eine Wahrheit welche die Monumente aller Bauweisen thatsächlich bezeugen. Eine andere nicht minder nachweisbare Wahrheit ist die, dass von den rohesten Versuchen, von den ersten Anfängen ab eine Dekke aus Stein zu fügen bis zum Gipfelpunkte der Spitzbogendekke, ja selbst bis in unsere Zeit hinein, alle Weisen auf welche dies Material irgend nur statisch gegliedert und gefügt werden könne um ein sich freitragendes Dekkensystem zu erwirken, dass alle diese Weisen die Anwendung des Steines bereits völlig erschöpft haben. Ein neues statisches System welches eine höhere Stufe einnähme, kann aus ihm allein nicht mehr erbildet werden. Sowohl das Moment der rückwirkenden als das der relativen Festigkeit des Steines ist völlig erschöpft. Ein neues noch nicht dagewesenes Dekkensystem, das natürlich auch sogleich ein neues Reich der Kunstformen nach sich ziehen wird, kann daher nur in die Erscheinung treten sobald ein bis dahin nicht so-

wohl ungekanntes als vielmehr nur für eine solche Anwendung noch nicht als leitendes Princip genutztes Material beginnt Aufnahme zu finden. Und zwar müsste dieses ein Material sein welches, statisch gefasst, bei einem leichteren zugleich ein weiter sich spannendes und doch zuverlässigeres Dekkensystem ergäbe als es bei der ausschliesslichen Anwendung des Steines möglich ist: raumbildend und konstruktiv gefasst aber müsste es jede denkbare dem Lebensbedürfnisse irgend entspringende Plan- und Raumform zu erfüllen im Stande sein. Zugleich würden bei einem Minimum von materiellem Aufwande für die umfangenden Wände, insbesondere jene gewaltigen Massen von Widerlagern mit welchen sich die Steinbogensysteme so sehr beschwerten, völlig erübrigt werden müssen. Es würde endlich die ganze Lastung des Dekkensystems nur auf einen lothrechten Druck, mithin auf die rückwirkende Festigkeit der Wände und Stützen zurückzuführen sein. Damit ist natürlich nicht gesagt dass die mittelbare Anwendung des Steingewölbes, namentlich die des Rippen- und Sternkappenschema im Dekkensysteme ausgeschlossen sein könne, indem dieses vielmehr in seiner umfassendsten Ausdehnung wird Anwendung finden können; sondern es soll nur an Stelle derjenigen Theile auf welchen die Existenz des ganzen Dekkensystems beruht, ein anderes Material treten, durch welches es möglich wird die bauliche Funktion derselben durch andere Glieder in denen ein anderes Kraftprincip wirkt zu ersetzen. Hierbei ist es gleichviel ob jene auszuschliessenden Glieder nun Widerlager, oder ob sie dekkentragende Glieder, Rippen, Gurte und dergleichen seien. Ein solches Material aber ist in der That das Eisen mit dessen Nutzung in diesem Sinne unser Jahrhundert bereits begonnen hat. Es ist das Eisen bestimmt mit der steigenden Prüfung und Erkenntniss seiner statischen Eigenschaften in der Bauweise der kommenden Zeit als Grundlage des Dekkensystemes zu dienen und dasselbe, statisch gefasst, einmal so weit über das hellenische und mittelalterliche zu erheben als das Bogen-Dekkensystem das Mittelalter über das monolithische Steinbalkensystem der alten Welt erhob. Sieht man ab von der leicht zerstörbaren hölzernen Dekke, die überhaupt hier gar nicht zum Vergleiche herangezogen werden kann, und drückt das eben Bemerkte mathematisch aus so kann man sagen: dass es in der That das Eisen sei welches auch die letzte bis dahin als Princip noch ungenutzte der drei statischen Kräfte in die Baukunst einführe; nämlich die absolute Fe-

stigkeit, und zwar diese in jenen Ankerbändern welche an Stelle der Widerlager und Streben gesetzt werden wodurch eben die absolute Kraft als leitendes Princip des Dekkensystemes eingeführt wird. Wenn also in der antiken Steinbalkendekke nur die relative, in der Bogendekke dagegen nur die rückwirkende Festigkeit als Princip des ganzen Systemes waltet, so kann das System der gewölbten Steindekke mit eisernen Rippengliedern nur die rückwirkende Festigkeit aus der Bogenbauweise entlehnen, muss aber dabei, und zwar als Kriterion desselben, noch die Nutzung der absoluten Festigkeit in den Ankerbändern hinzufügen. Die relative Festigkeit des Steinbalkensystemes kann durch stellvertretende eiserne Balken nur eine sehr mittelbare und untergeordnete Rolle spielen; denn ein eisernes Balkensystem an Stelle des hellenischen Steinbalkensystemes setzen, hiesse in der That nur das Material tauschen nicht aber das statische Princip erhöhen. Es würde dies nur ein einseitiger und höchst bedingter Fortschritt sein der für grössere Spannweiten eben so wenig zureichend wäre als wie das Steinbalkensystem. Wird also vom Bogenbaue das statische Kraftprincip entlehnt und zu einem ganz neuen ungekannten Systeme gestaltet, so wird auf der anderen Seite hinsichtlich der Kunstformen des neuen Systemes das Formenprincip der hellenischen Weise aufgenommen werden müssen: in den Gliedern die statischen Kräfte, ihren Zusammenhang und raumbildenden Gedanken kunstvoll zu versinnlichen. Und dies nur kann der wahre Vermittelungssatz, die rechte Synthese der beiden vorangegangenen Bauweisen sein. Denn in welcher Weise und durch welche Kunstformenhülle sich in diesem neugegliederten Dekkensysteme das statische und raumbildende Wesen versinnlichen lasse, ist eine Frage deren Beantwortung für den Denkenden unschwer zu geben sein würde. Es bedarf auch keiner Bevorwortung technischer Seits dass das in seinen statischen Formen zubereitete Eisenmaterial mittelst einer Verzinnung oder einer chemischen Verkupferung nicht allein vor jeder Zerstörung durch Oxydation absolut geschützt werden könne, sondern dass diese Hülle dasselbe auch in einer solchen Stärke überfange als sie nöthig ist die Kunstformen in ihr auszuprägen welche jedem Gliede der Dekke zukommen.

Wenden wir uns wieder zur Sache zurück, so war nicht das Negiren sondern das Annehmen und Fortführen der Tradition als der historische und einzig rechte Weg bezeichnet worden den die Kunst nehmen könne. Und in der That wirkt ein hierhinwärts

drängender Geist im Geschlechte, der aller äusserlichen subjektiven Spekulation entgegentretend dasselbe auf diesem Wege der Tradition erhält und es dem Ziele entgegenführt an welchem aus der Tradition einst ein Neugebornes, Eigenes und Ursprüngliches hervorgehen wird. Als Antwort auf jene Eingangs berührten Einwürfe: warum wir noch an der Tradition hängen und nicht vielmehr eine eigene von ihr unabhängige Weise zu erbilden streben, bedarf es in der That auch keines Weiteren als der ganz einfachen Hinweisung auf unsere heutigen Kunstzustände, um zu beweisen dass diejenigen welche jene Hingebung an die Tradition in Frage stellen konnten oder höchstens zur äusserlichen Vermittelung riethen, am wenigsten wohl berufen seien dieselbe zu entkräften und Vorbahner einer neuen Kunstära zu sein. Blicken wir ringsum in unserer Kunstthätigkeit, so ist alles Tradition und nur Tradition, sei es die Tradition der alten Welt, oder die der sogenannten christlichen. Eigenes was sich über die Tradition erhebe, sowohl in Hinsicht auf ursprüngliche Kunstformen als auf statische Systeme, nehmen wir noch nirgend wahr; es sei denn dass man die ersten Anfänge des Eisendeckensystemes schon in Betracht ziehen wollte. Alle unsere Kunstbegriffe und Kunstformen wurzeln nur in der Tradition, wir haben dieselbe thatsächlich angenommen, sind in ihren Kreis eingeschlossen und bewegen uns in demselben ohne uns dessen oft kaum deutlich bewusst zu sein. Wohl möchte, wem das von der Geschichte gegebene Positive eine Fessel ist, sich davon befreien und die Ueberlieferung vernichten, allein noch ist nicht gewonnen was man an ihre Stelle setzen könnte; im Gegentheile trat neben allen Versuchen unserer Zeit in denen ein des Wesens der Kunst unkundiger Geist die Tradition zu negiren gedachte, diese in ihrer Grösse und Höheit erst recht herrlich hervor.

Aller Fortschritt des Geistes kann nur geschehen durch Erkenntniss des schon Vorhandenen, und während das Geschlecht mit einem Blicke vorwärts strebt muss es den andern rückwärts senden zum Vorhandenen, zum schon Gewordenen, um aus ihm die Erkenntniss einer neuen Wahrheit, die das Bestehende aufnimmt und in einer weitem höheren Entwicklung fortsetzt, zu gewinnen. Darum hat Raphael Sanzio auch da wo er die christlichen Tugenden malt das Bild der Wahrheit gezeichnet mit doppeltem Antlitze, mit einem jugendlichen blühenden, welches im Abspiegeln der Dinge sich selbst und die Erscheinungen der Ge-

genwart zu erkennen strebt, und mit einem alten greisen, das rückwärts schauend zum Ursprunge, zur Vergangenheit gewandt ist, von wannen alles das gekommen was im Bilde der Jetztzeit erscheint und eine Vorahnung seines künftigen Seins in sich enthält.

Hatten wir also die Tradition der Baukunst bereits thatsächlich angenommen und damit deren Unabweisbarkeit anerkannt, so versteht es sich von selbst dass wir nicht bei dem Schema stehen bleiben und bloss dieses entlehnen dürfen, denn das hiesse nur äussere Hülle nicht aber den inneren lebendigen Geist derselben weiter tragen, sondern dass wir trachten müssen ihr ursprüngliches Wesen zu gewinnen. Um aber zu ihrem ursprünglichen Wesen zu gelangen können wir auch nicht bei dem letzten Gliede derselben stehen bleiben, sondern müssen von diesem zum vorhergehenden und so weiter aufsteigend nach und nach zum ursprünglich ersten Gliede, zur Quelle vordringen aus der ihre Gedanken ausflossen. Wenn es nun eine Wahrheit ist dass die Bauweise des Mittelalters, der Bogenbau überhaupt, schon die zweite Stufe aller architektonischen Entwicklung sei, die erst werden konnte nachdem die Antike vorangegangen war, wenn der Ursprung ihres statischen Systemes in der römischen Welt zu suchen ist, die Anfänge ihrer Kunstformen aber durchaus in der hellenischen Weise wurzeln, so können wir demnach nicht bei der Tradition des Mittelalters verweilen sondern werden uns zunächst zur römischen Weise wenden um hier die Ursprünge ihres statischen, des Gewölbesystemes aufzufinden, sodann aber von dieser wiederum weiter hinauf zur hellenischen. Kann also das Verständniss des Römischen nicht erfolgen ohne das Verständniss des Hellenischen, so kann auch die Erkenntniss vom Wesen des Mittelalters nicht erlangt werden bevor nicht die der hellenischen Weise ihrem Wesen nach vorangegangen ist. Nur die Erkenntniss der Letzteren wird uns alsdann erst zeigen worin die germanische Weise die hellenische überflügelt habe oder worin sie ihr nachstehe.

Wir sind in unseren Betrachtungen auf dem Punkt angelangt wo für den leitenden Gedanken derselben nun der Mann ein bedeutendes Gewicht in die Schaale der Entscheidung legt, dessen Name den heutigen Tag bezeichnet. Schinkels Schöpfungen sind es die von der Vorsehung bestimmt waren das Geschlecht auf den rechten Pfad der Kunstentwicklung zu leiten; ja man darf es

als den wichtigsten Theil der Sendung zu der er berufen war ansehen, dass er uns über die Tradition des Mittelalters hinweggehoben und zum Ursprünglichen geführt hat. Nur er war fähig zur Erkenntniss hinzuleiten, weil sein Streben selbst nur nach Erkenntniss ging und sich nicht in bloss sinnlichen Eindrücken verlor; auch er, von den grossartigen Monumenten der romantischen Zeit ergriffen, hat romantisch geschwärmt und romantisch gebildet, er hat das Mittelalter mit der Wärme seines Geistes durchlebt, aber er hat es auch mit dem Geiste durchdrungen. Das beweisen seine Erfindungen aus dieser Zeit. Aber auch er konnte nicht bei dieser Phase verweilen, sein ahnender Genius drängte ihn zum Ursprünglicheren hinan. Und als ihm die Zeit der Erkenntniss gekommen, als er durch diese Phase hindurchgegangen war, erkannte sein geläuterter Sinn dass die Weihe aller Kunst nur aus der Quelle kommen könne aus der auch das Mittelalter entsprungen war.

War man gleich schon vor Schinkel durch die Mittheilungen solcher Männer wie Stuart, Mazois und Andere zur Kunde der hellenischen Monumente gekommen, so war dennoch nur Schinkel das Werkzeug der Geschichte welches zur eigentlichen Erkenntniss dieser Kunstweise führen sollte. Dies aber hat seinen Grund nur darin dass er uns in denjenigen seiner Bauwerke die sich im hellenischen Schema bewegen, diese Weise räumlich und körperlich vor Augen geführt hat. Denn darin unterscheidet sich eben die Baukunst von den beiden anderen Künsten dass ihre Werke nicht blos in einem graphisch auf der Fläche Ausgebreiteten ihre Erfüllung finden, wie das Bild in der Malerei, auch nicht bloss in einem körperlich Geschlossenen welches nur von aussen geniessbar ist, wie das Werk des Platen, sondern dass sie beides zugleich nutzt um ein Raumgehäuse zu bilden. Indem nun das Eigenthümliche ihres Wesens darauf beruht den Gedanken in einem solchen Körperlich - Räumlichen auszubreiten und hierin allein den Vorwurf fassen und erfüllen zu können, so kommt es eben dass ihr Werk folgerecht dem auch nur in solchem Zustande, also räumlich angeschaut und genossen werden wolle wenn anders es dem wahrnehmenden Sinne völlig zugänglich und erkennbar sein soll. Dieser Eindruck kann aber weder durch eine graphische Darstellung noch durch ein andeutendes Modell, sondern nur durch die Darstellung des Werkes in wirklichem Maassstabe selbst völlig erreicht werden.

Dass also nur durch Schinkels Werkthätigkeit der hellenischen Tradition auf unserem Boden eine neue Heimath bereitet wurde ist eine vor Augen liegende Thatsache. Gesah es hierdurch, nun dass er einer Seits für sich das besondere Ziel erreichte welches er bei der Erfüllung seines Vorwurfes zunächst im Auge hatte, so wirkte er anderer Seits für uns durch seine Werke belebend und unterweisend auf die Kunstforschung zurück, indem er uns drängte auf die so vor Augen gestellte Kunstweise einzugehen und kritisch forschend ihrer Principien und ihres ursprünglichen Wesens uns bewusst zu werden. Denn in Wahrheit gestanden konnten wir uns auch mit dieser reproduktiven Uebertragung deshalb noch nicht begnügen, weil damit weder ihr statisches Princip erklärt noch der Begriff ihrer Kunstformen wiedergegeben und erschlossen worden war, sondern das Verhältniss dieser Dinge uns nach wie vor dunkel blieb. Es konnte sich daher der denkende Geist dabei noch nicht beruhigen dass selbst ein so grosser Bildner gerade diese Weise als die rechte erkannt habe, sondern er musste nach Grund und Ursache fragen die Schinkel bewogen hatten uns dieselbe als die Gesetzliche und Gültige zu bezeichnen. Direkt aus seinen Werken nun können wir dies noch nicht erfahren; ja wir können nicht einmal beurtheilen ob Schinkel da wo er sich Abweichungen vom antiken Schema erlaubte, dies im Gesetze der alten Kunst gethan habe oder nicht. Auf eine andere Weise aber, wissenschaftlich erklärend durch Wort oder Schrift, hat sich Schinkel gerade hierüber niemals ausgesprochen, sondern er hat die antiken Formen schlechthin nur in unseren Gesichtskreis gerückt; denn das Einzige was wir von ihm Lehrendes hierüber besitzen, jene Abhandlung in den Vorbildern für Kunsthandwerker, berührt nicht im Entferntesten das Wesen des Gegenstandes. Es ist dieses Dokument seiner Tendenz und auch den eigenen Aeusserungen Schinkels nach, ein blosser Versuch das bauliche System der Hellenen in der Zusammensetzung aller einzelnen Theile nur dem Bauhandwerker anschaulich zu machen; aber auch selbst hierfür liefert es noch nicht einmal die Aufschlüsse die aus der Monumentenkunde bereits damals zu entnehmen waren. Indem uns also in allem diesem noch kein weiterer Aufschluss geworden ist so können und dürfen wir dabei nicht verweilen, sondern müssen uns auch von Schinkel hinweg zur ursprünglichen Quelle wenden aus der er schöpfte um am Unmittelbaren selbst die Erkenntniss zu gewin-

nen. Diese Nothwendigkeit aber steht ganz unabweisbar vor uns. Denn wenn uns Schinkels Werke auch über die Lüge des Formeneklecticismus im Allgemeinen hinüber gehoben haben, so haben sie uns über den Eklekticismus im Besonderen, im Hellenischen, noch nicht hinüber geführt. Die Thatsachen in den jüngsten Bauwerken im Allgemeinen bezeugen aber dass bereits der Eklekticismus eine hohe Stufe erreicht habe, dass das schöne Maass und der richtige Takt der in der Schinkelschen Anwendung der Formen durchgängiger Grundzug ist, seinen leitenden Einfluss bereits verloren habe. Vereinigen sich mit Letzterem nun sogar lehrende Stimmen welche den Grundsatz aufstellen: aus blossem Respekt vor der antiken Kunst nur die Formen derselben getrost nachzuahmen und zu gebrauchen auch wenn uns ihr Verständniss nicht geworden, so ist die Richtung der jüngeren Kunst und Kunstlehre wohl unschwer zu verkennen. Wohin aber wird eine solche nur aus den Fingern quillende Thätigkeit zuletzt führen wenn nichts mehr zu eklegiren da sein wird, wenn die Formen der Schinkelschen Werke, wenn die der alten Monumente abgezogen und verbraucht sein werden? Vielleicht zu einer wiederholten Renaissance! Meine man nicht: warum forschend sich mühen, wem es gegeben werden soll dem kommt es auch über Nacht. Allerdings, aber nur denen die da schon haben wird gegeben werden, und ein anderes Wort sagt: wer seine Leuchte nicht vorbereitet hat wird auch den Bräutigam nimmer schauen. Nur der Erkenntniss folgt die Empfängniss, nur die geistnährende Forschung erweckt Gedanken und Erfindung.

Müssen wir sonach auf die Tradition in ihrer Unmittelbarkeit eingehen, so werden wir hierbei neben einer zergliedernden Betrachtung der Monumente sowohl in Absicht auf das Material, also statischer und konstruktiver Seits, als auch von Seiten der bloss künstlerischen Ausstattung, alle Hilfsquellen zu gewinnen und zu nutzen suchen müssen welche sich irgend noch in den Ueberlieferungen der alten Literatur für diese Forschung erhalten finden. Denn weil die Baukunst in jeder ihrer verschiedenen Weisen und Formen nur ein Ausfluss vom Kunstbewusstsein des werkthätigen Geschlechtes ist welches sie erschuf, dabei aber wie alle zeichnende Kunst nur eine stumme Manifestation dieses Bewusstseins, so müssen auch die Thatsachen in der literarischen Tradition die sich hierauf beziehen, mit diesen eben gewonnenen Aufschlüssen übereinstimmen; es muss auch durch den

Mund der Alten bezeugt werden dass die Bedeutung welche man diesen Formen den Monumenten nach zu Grunde legt, ihnen wirklich und nur so von den Alten selbst ursprünglich untergelegt worden ist. Aus diesem Grunde muss zur Prüfung des Gefundenen die Ueberlieferung von beiden Seiten her zusammengefasst und verglichen werden, ja es muss sogar aus dem Einen das im Andern Fehlende zu ergänzen sein.

Abgesehen von der Art und Weise wie das Räumliche werkhätig erbildet worden ist, wird sich die Forschung zuerst nun mit dem Gedanken zu beschäftigen haben welcher in die räumliche Ausbreitung des baulichen Gehäuses gefasst und eingeschlossen worden ist. Dass hierüber die Geschichte des religiösen und sittlichen Lebens der Hellenen allein die Aufschlüsse geben könne, bedarf keines Beweises; es beginnt die Erkenntniss der überlieferten Werke nur mit den Quellen dieser Geschichte. Wie will man in der That auch die räumliche Form und Einrichtung des Tempels erklären wenn man nicht das Schema des Kultes weiss zu dessen Ausübung er bereitet, wenn man nicht die Heiligthümer kennt zu deren Aufnahme der Raum gegliedert wurde? Kann man aber sagen dass bis auf diesen Augenblick irgend andere Aufschlüsse hierüber gegeben worden sind als solche die sich nur in den Grenzen der alltäglichen Vermuthung halten? Die Bestimmung der inneren und äusseren Einrichtung des Hieron ist bis auf diesen Augenblick noch mit einem dichten Schleier verhüllt. Wie will man anderer Seits die Bestimmung der wohnlichen Räume des Hauses gewinnen wenn man nicht die häusliche Lebensweise und Sitte erkundet hat deren die Bewohner hier pflegten? Wie weit aber bis heute die Erkenntniss dieses Gegenstandes gediehen ist, beweist dass man noch nicht einmal gesichert hat welches Verhältniss zwischen Atrium und Cavaedium, was doch den Hauptraum des Hauses betrifft, statt finde.

Zum Andern wird die Kenntniss des Werkthätigen in der Baukunst hier eintreten, um die dieser Seite allein angehörigen Verhältnisse zu ergründen; es ist das Princip der Statik und Construction, das Gesetz und die Form eines jeden Theiles vom statischen Gliedersysteme welches eben die Bauweise charakterisirt, zu gewinnen. Ist aber dieses erkannt so ist damit auch der Schlüssel zum Räthsel der Kunstformen gewonnen welche diesen Gliedern als erklärende Hülle verliehen worden sind; denn da jene Körper nur erbildet waren um statisch dienend ein Räumliches

herzustellen, so können alle Formen welche ihnen ausserhalb jenes materiellen Dienstes weiterhin angebildet sind, nur gedacht worden sein um dieses Wesen an ihnen charaktervoll zu versinnlichen, um den Begriff des Statischen und Raumbildenden der in ihrem rein statischen Formenzustande unwahrnehmbar sein würde, für die Sinne wahrnehmbar zu vollenden; daher sind sie auch in dem Vorgedanken mit dem statischen Gliede nur Eines und mit dessen Form zugleich gedacht. Wenn demnach das ganze bauliche System in jenem statischen Formenzustande seiner Theile nur ein Produkt des Handwerklichen war so erhält es durch diese vollendeten Formen das Siegel eines Kunstwerklichen. Gehörte nun das statische Werk bloss der erfindenden Geistesthätigkeit allein an, hatte es kein Vorbild in der Aussenwelt, so sind die Kunstformen dagegen, obgleich sie ebenfalls vom Geiste vorgebildet sind, doch nur in dem Vorhandenen der Aussenwelt allein gegeben. Und hierin, in Hinsicht auf die Erzeugung solcher Kunstformen, geht die Architektonik mit der historischen Skulptur und Malerei nur von einer Wurzel aus und verfährt nach gleichem Principe mit diesen; jedoch nur erst dann sobald sie das Materielle statischer Seits erfüllt und ein raumbildendes System erfunden hat, tritt sie in die Reihe der bloss darstellenden Kunstthätigkeit zu jenen Beiden. Beide können sich nun ihrer Gedanken und vorgedachten Begriffe nicht anders entäussern als durch das Mittel der vergleichenden Bildersprache, indem sie sich Bildzeichen oder Kunstsymbole gewinnen die sie an Stelle des Begriffes setzen. Denn es kann in der zeichnenden Kunst kein Begriff an sich selbst dargestellt werden, sondern die Kunst muss ihn in ein solches Symbol fassen und ihn unter demselben zu verkörpern suchen. Gleichermassen verfährt die Architektur, indem sie ihre Symbole oder Kunstformen nur denjenigen vorhandenen Gebilden entlehnt in deren Körperlichkeit ein ganz entsprechender Begriff als wie der ist welcher in den Gliedern des baulichen Systemes gesetzt wurde, bereits ausgewirkt erscheint. Ein Begriff für den sich daher kein Analogon in der Sinnenwelt auffinden lässt, kann überhaupt nicht von der zeichnenden Kunst also auch nicht von der Architektonik dargestellt werden. Dies ist eben die Wechselwirkung zwischen Gedachtem und Vorhandenem, zwischen Erfindung und Nachahmung, worin das Wesen aller zeichnenden Kunst und ihr Verhältniss zur Natur beruht.

Was die Kunstformen überhaupt anbetrifft so würde de-

ren Bedeutung bereits auf Grund des allgemein wahren Bildungsgesetzes aus dem auch in der Natur alle Körperform hervorgeht erklärt, und kraft dessen auch dargelegt werden können wie dieselben in den baulichen Monumenten nur diesem Gesetze analog erbildet worden seien; allein weder der erstere Erweis ihres Wesens, der aus der Natur, noch der letztere der aus den Kunstwerken fließt, kann kritisch genommen eine allseitige Gültigkeit haben; denn es kann Gedanken geben die zwar Wahrheiten in sich sind, aber dennoch nicht in jener Sache enthalten sein dürfen der man sie gerade unterlegt. Ergiebt sich aber durch Vergleich mit den Ueberlieferungen der Schrift dass beide nur für Eines sprechen, dass die Bedeutung der Formen wie sie aus den Bauwerken erkannt ist als solche von der alten Literatur bestätigt wird, ergiebt es sich dass alle Thatsachen der Letzteren, selbst die spätesten schon an das Bewusstlose streifenden Nachrichten eingeschlossen, nur hierauf hinausgehen und jenes Ergebniss beweisen, so ist das Gewonnene auch historisch als das Rechte dokumentirt und demnach zur unumstösslichen Wahrheit geworden; es hat der Forschende das frohe Bewusstsein gewonnen nichts in die Sache hineingetragen zu haben. Selbst die grösste andersdenkende Autorität wird alsdann diesem Resultate nicht den geringsten Eintrag mehr anzuthun vermögen. Denn indem die Forschung solcher Weise aller subjektiven Ansicht entrückt und auf die feste Basis der Wissenschaft versetzt ist, kann sie allein nur von dieser entweder als ungültig erwiesen, oder bloss berichtigt, oder aber verstärkt und als eine ausgeklärte Wahrheit anerkannt werden; eine blosser Negation dieses Resultates schlechthin ist nicht mehr möglich. Wohl giebt es eine Richtung welche die Wissenschaft nicht zur Freundin und lieb gewonnen hat, welche ohne dieselbe mühelos zum Zwecke zu kommen vermeint und entweder bloss mit der Kenntniss des Handwerklichen oder höchstens mit dem recipirten Schema das Reich der Kunstgedanken erobert zu haben glaubt; diese möchte freilich gern die Wissenschaft nicht allein aus dem Kreise der Erkenntnismittel so viel als möglich hinausdrängen sondern sie viel lieber gänzlich negiren. Denn die Wissenschaft ist ihr als ein dämonischer Wächter der das Positive hütet nicht allein höchst unbequem, sondern deshalb sogar eine gefährliche Feindin weil sie ihren Annahmen, die sich natürlich nur im Kreise der baaren Hypothese bewegen können, stets widerspricht und die Phantasieflüge

einer künstlerischen Imagination stets am Boden der schaalten That-sachen halten will. Allein die Männer dieser Richtung welche die Dinge so nur halb sehen, gleichen in der That jenen einäugigen Arimaspen der alten Sage die fortwährend mit den apollinischen Greifen um die goldenen Schätze des Musengottes im Kampfe begriffen sind, aber niemals ihrer Meister werden und zum Besitze des Verborgenen gelangen.

Dass wir auf dem Wege der Forschung zum Ziele gelangen, kann bereits mit den untrüglichen Zeugnissen belegt werden. Aber es könnte jeden Zweifel hieran auch schon ein Blick auf die Zeit unmittelbar vor Schinkels Wirken beseitigen; eine Zeit in der die Grösse des Baumeisters nur nach der Fähigkeit gemessen wurde mit welcher es ihm gelungen war durch die bereits in der Fremde schon zur Uebersättigung abgebrauchten aber den äusserlichen Menschen erregenden Façaden- und Planmotive italienischer und französischer Meister, zusammensetzend zu wirken, und es ist fürwahr ein Zeugniß der hohen und bewussten Tugend dieses Mannes dass er solche Mittel stets verschmähte durch welche man die Sympathie der gewöhnlichen Menge so sehr gewinnt, dass er niemals zu dem sogenannten malerischen Elemente in der Architektur griff um seine Werke auszustatten, ohnerachtet er dasselbe doch in einem unübertreffbaren Grade besass und auch bei Vorwürfen wo es galt Schauarchitekturen und Bühnendekorationen zu dichten, in seinem ganzen Rechte auftreten liess. Eingedenk aber jener ethischen Beschränkung in den Mitteln welche die Hellenen die Sophrosyne in der Kunst heissen, fühlte er dass dem Kunstwerke in welchem der geläuterte Gedanke allein unverseht in die Form übergeht, schon die höchste Erfüllung geworden sei, nach der jede Zuthat von Form die darüber hinausstrebe nur vom Uebel und ein leerer Schein sein könne. Dass aber dieser Genius in Schinkel hätte entzündet und befruchtet werden können wenn nicht die Offenbarungen der Wissenschaft vorangegangen wären, das können wir nur verneinend beantworten. Müssen wir nicht bekennen dass uns Winkelmanns Wissenschaft die alte Bildkunst überhaupt wiedergeboren habe? Oft genug hat Schinkel es selbst bekannt welcher geistige Schatz ihm allein in Hirts kunstgeschichtlichen Forschungen geworden sei. Also nur wenn die völligste Kunde baulicher Werkthätigkeit sich vereint mit der Kunde des Wesens der wissenschaftlichen Ueberlieferungen, wird die Wahrheit gewonnen; eine der beiden Thätigkeiten allein kann nicht zum Ziele

führen. Wird von einer Seite die wissenschaftliche Forschung allein die Brücke sein die uns hinüberführt zur Erkenntniss des Geistes der in den Typen der überlieferten Werke ausgeprägt ist, so wird von der anderen Seite nur die völlige Kenntniss werkhätigen Schaffens den Grund und die Ursachen aufschliessen können aus denen das bauliche System der Hellenen werkhätig entsprungen ist. Haben wir aber auf diese Weise die Tradition im Wesen durchdrungen, so ist Bildungsprincip, Gesetz und Begriff ihrer Formen dem Bewusstsein auch sogleich wiedergegeben, der todte Eklekticismus vernichtet und die Quelle ursprünglicher Kunst-erfindung wieder geöffnet; es wird dann an Stelle einer unbewussten Verehrung jener idealen Kunstformen die bloss auf der sinnlichen Empfängniss ihrer Schönheit beruht, die bewusste Erkenntniss treten welche zur Ursache jener Schönheit gelangt ist. Mag sich ein oberflächlicher Sinn in unseren Tagen andersdenkend auch noch so sehr dagegen auflehnen, so ist doch die Zeit nicht mehr fern die das Rechte bekennen und es wird annehmen müssen. Darum, weil die literarische Hinterlassenschaft des alten Volksgeistes die heilige Schrift seiner Kunst ist, darum soll mit der Werkhätigkeit bei uns stets die Wissenschaft Hand in Hand gehen, um durch die Lehren die aus ihren Forschungen fliessen das zu ergänzen was dem werkhätigen Manne ohne sie zu gewinnen nicht möglich ist. Denn nur wenn Werkhätigkeit und Wissenschaft sich vereinen, kann nach dem Worte eines grossen Denkers eine wissenschaftliche Werkhätigkeit daraus hervorgehen, und eine solche allein nur ist Kunst. Dafür nun bürgt uns eben der Genius und die That Schinkels, und ich kann nicht anders als das Wort wiederholen das ich vordem ein Mal an den Freundeskreis unseres Vereins richtete:

Die alte Kunst gleicht einem herrlichen Saitenspiele das einst ein grosses Dichtervolk sich gebildet um durch den Wohl laut seiner Klänge schlummernde Naturkräfte zu wecken und sie zu einer neuen Ordnung, zu einem höheren Sein zu vereinen; ein Instrument bei dessen Klängen, wie die Sage geht, die Heiligthümer und Mauern der siebenthorigen Thebe von selbst sich fügten, Stein an Stein, rhythmisch nach Maass und Form, das aber Jahrhunderte lang verstummt lag weil mit dem Heimgang jenes Geschlechtes die Weise seiner Berührung vergessen war. Kommt aber nach langer Zeiten Dauer ein dem alten geistverwandtes Geschlecht das des Instrumentes Brauchesweise erkundet und be-

wust anschlägt der Saiten volle Klänge, so fügen sich ihm wiederum bildsam die rohen Kräfte des Gesteines zu neuen herrlichen noch nie gesehenen Bildungen. Und wie man sagt dass des Memnon Bild jedes Mal die Wiederkehr seiner Erzeugerin Eos laut erklingend begrüsse, so begrüßte für Germaniens Geschlechter der Hymnus Schinkels die wiederkehrende Morgenröthe jener ursprünglichen Kunst, zu einer neuen Weise ihres Seins.

Halten wir daher fest an dem was Schinkel gewollt, halten insbesondere die welche durch grosse geistige Gaben und freundliches Glück den schönen wenn auch mühevollen Beruf gewonnen haben an der Spitze unserer künstlerischen Werkthätigkeit zu stehen, halten sie fest die Bahn im Auge die er mit seinem Schritte vorgewandelt hat, so werden sie ebenso ein Vorbild geistiger Nach-eiferung sein wie er, und durch ihr Beispiel und ihre Werke das ihnen folgende jüngere Geschlecht noch mehr im Guten erleuchten als selbst die aufopferndste Hingebung der blossen Kunstlehre und Kunsterziehung es vermag; damit — gleich wie die Hellenen sagten dass die Nachtigallen nirgends lieber nisteten und reizender sängen als um die Stätte wo das Aschenmal ihres Orpheus stand — damit die Deutschen einst sagen mögen: dass man nirgends würdiger baue und edler bilde als in der Stadt die das Ehrengrab ihres Schinkels einschliesst.

II.

Festrede am 13. März 1848.

Den Geburtstag ihrer Vorsteherin, der Athena Ergane, feierten alljährlich zu Rom und Athen im frohen Vereine alle Künstler und Werkleute; Architekten Maler und Bildhauer, Erzgießer und Schmiede, Wagenmacher und Maschinenbauer, Kunstwirker Sticker und Färber; alle feierten ihn vereint, Werkmeister wie Gesellen, Lehrer wie Schüler der Kunst. Denn durch die Verherrlichung dieses Tages an welchem Zeus liebste Tochter aus dem Haupte des ewigen Vaters entsprang, wollten sie der Welt merken lassen dass er auch der erste Tag, der Geburtstag aller Kunst wäre, dass sie an ihm mit der Gabe des kunsterzeugenden Vorgedankens begnadigt, mit dem Vermögen und der Fähigkeit zu jedem einzelnen Handwerke gesegnet worden seien.

Hatte doch Athena selbst in grauen Zeiten des Mythos ihre Vorältern die Kunst gelehrt Städte zu umfesten, den Herd des Hauses zu gründen und bedachte Gemächer rings um ihn her zu erbauen; hatte sie nach den Homeriden-Gesängen ihnen doch gezeigt wie man schnelleilende Wägen bilde und die Räder der Maschine so künstlich füge dass eines das andere treibend bewege. Auch des Meeres Ross, das rothwangige Schiff mit seinen Masten sicher zu zimmern hatte sie erfunden; denn ihre Lieb-linge waren der Zimmermann Harmonides, der dem weichlichen Priamossohne Alexandros das Hochzeitschiff, und Argos, der den starken Helden die Argo zur Drachenfahrt gen Kolchis gezimmert; beide hatte sie unterwiesen den Röthselfaden zum Schnurschlage spannend zu strecken und mit dem züngelnden Lothe der Setz-

wage die Planken wagrecht zu gürten, die Masten zu setzen und das Segel anzuschürzen. Den Keramos auch, den Ziegler, der thonigen Erde der Töpferscheibe und der Feueresse Sohn, hatte sie an das Licht gebracht und schirmte seinen Ofen voll schön gehenkelter Krüge vor neidischen Dämonen. Zuerst sie lehrte wie man das spröde Erz in Formen giesse, dem weichen Thone und Wachse die Bildform aufdrücke und aus hartem Marmor lebensvolle Gestalten schneide, wie man die Wolle spinne und den Webstuhl vorrichte zum Kleide und zum Segel. Doch wer könnte alles das aufzählen was sie gegeben denen die da Beruf haben Hand und Geist zu rühren im Dienste der Kunst? „Tausendfältig sind die Werke der Göttin“ ruft der Festsänger Ovid, und jeder Mann der mit Verstand und Thatkraft Werke der Kunst vollbringt opfert ihr die Erstlinge seiner Mühen.

Warum hätten auch die Menschen diesen Tag nicht freudig und dankbar begehen sollen da doch, wie die heilige Sage es meldet, der Wolkenversammler selbst einst die Geburt der Tochter gefeiert, und an ihm und zum ersten Male den siegverkündenden Lorbeerspross gebrochen sich damit zu umkränzen? Denn an diesem Tage erst konnte der Gott jene rohen Dämonen der Erdkraft, die wilden Giganten besiegen, die entfesselt heranstürmten den kaum geordneten Bau der jungen Welt wieder in das Chaos hinabzuziehen. Weil ihm die Tochter Athena zum Siege half konnte er es. Athena, welche mit der Einsicht die Kraft paart; Athena, welche Areia, die Kriegerische ist, wenn sie den Sturmschild schwingt zum Männerkampfe und den Boden mit Tyrrhenischer Sohle stampfend den Reigen der Pyrrhische eröffnet auf dem Tanzplatze des Ares. — Athena, die aber auch Ergane und Mechanitis, die kunstvolle Arbeiterin ist, wenn sie die Lampe und Spindel ergreifend mit ordnendem Geiste der Erfindung den Künstlern hinausführen hilft Werke des heiligen Friedens. — Und so, im Vollbewusstsein ihrer allseitig wirkenden Kraft, nannte sie Zeus auch seine liebste Tochter, nannten die Menschen sie Promachos und Nika und Poliuchos und Ergane, Vorkämpferin Sieggewinnerin Städtehalterin, aller künstlichen Werke holde Lenkerin. Darum liebte der Vater auch die Männer denen die Tochter Patronin und Lehrerin war, und segnete sie; und als der Bildner Pheidias nach Vollbringen jenes olympischen Wunderwerkes im Tempel der heiligen Elis, freudig bewegt die flehenden Hände erhob zum Herrscher im Wettergewölke um ein Zeichen der Got-

tesgnade zu gewinnen — tief hinab blitzte der donnerfrohe Kronion und sandte den flammenden Strahl Gnade verheissend zu des Künstlers Füßen hernieder.

Deswegen aber verehrten die Architektonen die Ergane, weil sie die Gottheit war welche das Bewusstsein an Stelle des Zufalles setzt, die Architektur aber am meisten unter allen ihren Schwesterkünsten das Zufällige oder Ungefährere aus ihren Werken ausschliesst. Darum, sagt ein alter Hellene, bedienen sich die Tektonen überall der Richtscheite und Lothe, des Maasses und der Zahl, damit alles was nothwendig sei wohl geordnet, alles Zufällige dagegen ausgeschieden werde; es übe der Zufall auf einen Mechaniker und Baumeister keinen Einfluss aus und bei ihren Werken nehme man nichts wahr was dieser ergebe, noch etwas das nur so von Ungefähr oder auf gut Glück hin entstanden sei; denn die Künste müsse man als einen Ausfluss der Einsicht gepaart mit der Wissenschaft ansehen; Einsicht und Wissenschaft gehörten aber dem Prometheus, das ist dem austheilenden Verstande an, sie würden nicht vom Zufalle gegeben; deswegen habe Prometheus die Menschen gewarnt „nicht anzunehmen Gaben von Zeus, sondern sie abzuweisen“, das heisst: kein Geschenk dem Zufalle zu danken zu haben sondern alles mit dem Bewusstsein zu gewinnen. Daher war es ein Künstlerbrauch bei den Alten vor Beginn jedes ernstesten Werkes der Ergane ein Bittopfer zu weihen; auch pries Aeschylus in einem Drama deswegen die Tektonen so glücklich weil die Gottheit des werkthätigen Vorbewusstseins ihre Patronin sei:

„Ihr Künstler wandelt darum frohe Wege,
Weil ihr des Zeus gewalt'ge Tochter Ergane
Mit Opfern feiern könnt.“

„Denn die Künste,“ fügt Plutarch noch diesen Worten hinzu, „haben die Ergane zur Vorsteherin, nicht aber den Zufall.“ Daher war Ergane vorher Metis d. i. der aus dem unsterblichen Haupte gebärende Allverstand; denn als diese Metis der Gott in sich aufgenommen, stieg sie aus dessen Haupte unter Beistand des Erzschmiedes Hephaistos als Athena-Ergane an das Licht. Damit sollte ja nur gesagt sein dass der denkende Verstand allem werkthätigen Machen vorausgehe nicht aber der Zufall oder das nur von Ungefähr aus den Fingern Quillende, sondern dass das Bewusstsein ihres Wesens jegliche Form eines Kunstgebildes erzeuge.

Wenn es also schon löblicher Brauch bei den alten Tektonen

war den Tag festlich zu begehen der ihnen das Licht ihrer Kunst gebracht, an welchem dieselbe Anfang und Ursprung gewonnen hatte, wie sollten wir nicht des Gleichen pflegen und uns alljährlich heute froh zum Gedenkfeste des Mannes vereinen welcher auch ein Liebling und ein Kunsterold jener alten Ergane, unserer vaterländischen Tektonik Urheber und Gründer, ihrer Werkleute Führer und Lenker, uns allen insgesamt der rechte Lehrer und Meister war? Können wir nicht auch von ihm mit Ovid sprechen: Tausendfältig sind die Werke seiner Hand! rings um uns gebreitet Zeugen seines Geistes? — Tausendfältig aber sind seine Werke geworden deswegen: weil seinem Genius nichts zu hoch war was er nicht gestrebt hätte zu erreichen; nichts zu klein und nichts zu geringe, was er nicht in das Reich seiner Kunst zu sich hinaufgezogen hätte um es durch das edelschöne Gepräge sinnvoller Form in seinem Wesen zu verklären. Mit gleicher Liebe und ernstem Bedachte ordnete er den Wunderbau eines Zaarenschlusses nach seinen Gemächern Säulenhallen Gärten und Brunnen, wie die geringe Hütte des Gärtners im waldigen Parke; den goldenen Sitz des Thronsaales wie die fichtene Bank des Hauswartes; das köstliche Prunkgeschirr und den hundertkerzigen Leuchter wie den irdenen Pflanzentopf der das winterliche Zimmer zum Frühlingsgarten wandeln sollte. Er kleidete mit demselben Fleisse und fürsorgendem Sinne die bunte Marmorkruste mit ihrem Farbensmelze um die Wände des Herrscherhauses, spannte ebenso bedacht die Kuppel über das heilige Haus der Gemeinde, als er die Form des Wollenteppiches bildete der die Stiegen der Treppe deckt, oder des Leinentuches das den Ruhesitz im Garten vor den Strahlen der Sommersonne schützt; — vom Kapittle der stolzen Säule bis zum unscheinbaren Knopfe des Thürflügels hinab — nichts nichts ist dem seine Hand nicht das Gepräge des Wesens aufzudrücken versucht hätte das im Dinge sein sollte.

Eine geistige Durchdringung aller Theile jedes Werkes in solcher Weise, ein so klares Ordnen und Hervorheben des Nothwendigen nach Maass und Zahl, nach Art und Form, breitet über seine Gebilde eben den Zauber der Wohlordnung und der Erfüllung aus. Da nimmt das Auge nicht die Verlegenheit wahr welche im Bewusstsein ihrer Rathlosigkeit zu allerlei buntem und fremdartigem Formenwerke die Zuflucht nimmt um dies als Lückenbüisser an dem Orte anzusiedeln wo ihr der Gedanke ausgegangen war, da ist kein Scheindung von romantischer Form das

nur aufgegriffen ist um eine Blösse zu decken, aber gerade deswegen die Absicht verräth und die Leere unter sich sehen lässt; nicht bedurfte er des Haschens nach Pikantem und Neuem was stets die Hand zur Kunstlüge verführt — sein Rathschluss hat für jedes Nothwendige einen Gedanken, für jeden Gedanken die entsprechende Bildform gesucht. Nicht sehen wir ausgestattet ein Werk mit den Formen aller Kunstalter, gepaart Spruch mit Widerspruch, überreif Entwickeltes vermischet mit Rudimenten aus der ersten Stufe des Anfanges — es ist alles reif, alles aus einer Wurzel gewachsen, eines Mannes Sinn und eine Hand; denn nur einen erfüllenden Grundgedanken, eine entsprechende Formengattung in einem Werke auszubreiten und zu erschöpfen — in einem anderen andere — das war sein Streben. Und dieser weise Haushalt in den Mitteln die nie über den Zweck hinausgehen, diese selbstgewollte Beschränkung die nur hohe Seelen zu üben vermögen, drücken eben seinen Werken das Siegel der Bescheidenheit und edelsten Simplizität auf wie sie aus den Gebilden der Alten hervorleuchtet. Darum wird auch der Schauende noch in späten Zeiten mit dem Geständnisse vor sie treten welches die Bauwerke auf der Akropolis zu Athen und in Eleusis dem alten Plutarch Jahrhunderte nach Perikles noch abnöthigten: „An Schönheit waren alle gleich vom Anbeginne alterthümlich, durch blühenden Reiz sind sie bis auf diese Stunde frisch und neu; so webt ein frisches Leben darin, ihr Ansehen ewig von der Zeit unberührt erhaltend, als wären die Werke von einem ewigen Frühlingshauche und nie alternder Seele durchdrungen.“ Es wird aber auch der Schauende von ihnen hinweggehen mit dem Gefühle das nach Eupolis schönem Worte die Reden des Perikles hinterliessen: „Der Erinnerung Stachel tief in des Menschen Herzen.“

Darum aber lebe Niemand etwa des Glaubens: als sei Schinkel mühelos und leichten Sinnes dahin gelangt das zu schaffen was er uns gegeben, als sei die blosser Naturgabe in ihm, so zu sagen Phantasie mit gebildeter Hand vereint, allein die Quelle gewesen aus der das alles geflossen wäre. Solche Ansicht würde zu dem grossen Irrthume führen als gehöre zur Kunst nur Mitgebrachtes, nicht aber auch Erlerntes; als bedürfe es in ihr nur des handausführenden Machens, nicht des wissenschaftlichen Denkens; ein Irrthum der um so unglücklicher für den ist der ihn hegt als er sich leicht verleiten lassen möchte den Besitz von solchen Aeusserlichkeiten die jeder Geschickte der Hand des Mei-

sters absehen kann, für eine gleiche Manifestation desselben Genius, für eine gleiche Auserwählung zu erhabener Sendung zu halten.

Wohl war Schinkel berufen, aber seine Hinterlässe sind Zeugen wie nur die grosse Energie seiner männlichen Seele und die aufopferndste Hingebung an die Mühen des Studiums zur Fähigkeit hinzutretend, das Mitgebrachte entwickeln und ihn zum Auserwählten unter Millionen machen konnte. In der That, solche Hinterlässe seines alle Mühen überwindenden Fleisses wie sie uns königliche Grossmuth und Pietät eines seiner geistverwandten Freunde zur Belehrung geboten haben, bezeugen die Wahrheit der Warnung die Platon manchem flüchtig eilenden Schüler zurief: Das Schöne ist schwer! Sie beweisen es welche Zeit innerer Vorbereitung, welche Mühen ernster Studien Schinkel getragen bevor das Ziel errungen wurde an welchem er, reich an Gedanken, gereiften und vollgenährten Geistes, ruhend inne hielt um das auszubreiten was er aus der Summe des in sich Aufgenommenen als das Zweckkerfüllende für die kommende Zeit setzen konnte. Alle die auf seinem Pfade wallen werden haben freilich glatten Weg; aber „Von allen“ sagt der Architekt und Bildner Polyklet „von allen haben in der That diejenigen die sauerste Arbeit denen sich der Thon unter die Nägel setzt.“ Und so möchten wir allen Jünglingen zurufen die sich der Kunst ergeben wollen: Sehet zu und bereitet euren Boden vor der das Saamenkorn der Kunstlehre aufnehmen soll, denn das Schöne ist schwer! Wohl senkt die gütige Natur den Trieb und die Keime zur Kunst in die Seele des Berufenen, aber nur das sittliche Wollen und Mühen, die Annahme des Ringkampfes mit Form und Gedanken vermag allein das zarte Reis zum fruchttragenden Baume zu entwickeln. Nur dadurch dass in Schinkel ebenmässig und glücklich vereint jene drei Tugenden wirkten die der kundige Aristoteles als Bedingung des Künstlers setzt: die Dynamis, oder die innere Fähigkeit den Gedanken zu erzeugen, die Energeia, das ist die äussere Kraftgewalt den Gedanken bildnerisch zu verkörpern, die Entelecheia, oder die männliche Ausdauer die nicht rastet bis sie das schön Begonnene in vollendeter Erfüllung hinausgeführt hat — nur dadurch konnte er der Mann werden der eine neue Kunstära zu gründen auserwählt war.

Was zum andern also zum werkthätigen Manne in Schinkel hinzutrat, was ihn zum andern als Vorbild für uns hinstellt, ist

die Liebe zur Wissenschaft der Kunst wie er sie so innig gepflegt. Wohl erkannte sein scharfschender Geist wie heute nicht bloß auf dem Bauplatze die Kunst erlernt werde, wie nicht dort die Kunst reifen könne, sondern wie zur Werkthätigkeit die Wissenschaft hinzutreten müsse; das Handwerkliche bloß als solches kann nur erst der Boden sein der den Bau der Kunst trägt denn sonst würde ja der tüchtigste Praktiker stets der erste Künstler sein, Schinkel aber wäre ein geringer Mann geblieben. Wer aber kann in Wahrheit auftreten und sprechen dass Schinkel seine Kunst in der Bauhütte gewonnen, und nicht vielmehr in der engen Werkstatt daheim, bei einsam traurem Verkehr mit den Musen? Hätten seine Bauhütten gründen können jenes Haus das dem Dionysischen Drama und jenes das den Bildwerken der alten Kunst geweiht ist, wenn nicht die Bildungen dazu in seiner stillen Zelle erst ausgewirkt waren? Wenn man da behaupten wolle unsere Kunst könne heut zu Tage eben so aus sich selbst, aus unserm Saft und Blute erwachsen wie die Kunst bei den Hellenen und Germanen, wir bedürften der Wissenschaft beider Künste nicht, dem nehme man einmal die Tradition derselben — was werden ihm dann für eigene Formen übrig bleiben mit denen er seine Werke ausstattet?

Bald erkannte daher Schinkel dass man sich nicht mehr auf Geschlechter berufen könne in denen die Kunst ein Ursprüngliches war, wo Bewusstsein mit Werkthat vereint, beides von demselben Geiste erzeugt, von derselben Hand getragen, jener diese erregte und zur Thatäusserung hindrängte; wo die Kunstformen eine Schriftsprache waren die jeder kannte, jeder verstand, ganz wie Pindaros singt: „Was jetzt nur wenige verstehen das lasen ehemals und freueten sich dessen Alle, Künstler Akkersleute und Vogelsteller“. — Damals konnten in der That die Gedanken der Kunst noch aus und in der Werkthätigkeit allein erlernt und fortgeführt werden, heute ist dem nicht mehr so — und dafür ist Schinkel eine Bürgschaft. Es ist daher die andere Seite seiner Sendung, der andere Theil seines Vermächtnisses dem wir nachkommen sollen: Die Wissenschaft der Kunst mit der Werkthätigkeit zu vereinen.

So möge denn die Feier des heutigen Tages nicht bloss als Erinnerung an die Segnungen dienen die uns das gütige Geschick durch sein auserwähltes Rüstzeug hat erwirken lassen, sie möge auch jedesmal dienen uns an dem hehren Vorbilde des heimgegangenen Meisters zu stärken, zu erheben und zum bewussten

Streben anzuregen. Und wenn uns gerechte Verstimmung überfällt und unsere Kraft im Streben ermatten will, wie sollten wir nicht in der geistigen Gemeinschaft mit ihm Wiederbelebung und Stärkung gewinnen? — Es gab bei Megara einen heiligen Stein von dem die Sage ging dass der Gott der die Seelen reinigt und aussühnt, Phoibos Apollon, seine Leier auf demselben aufgelegt habe wenn er mit Athena gekommen sei dem Fürsten Alkathoos bei Gründung der heiligen Stadt zu helfen; hier habe er den Rhythmos des Arbeitsliedes ertönen lassen mit dem er das Volk der mauerbauenden Tektonen erregte und bewegte; von der Zeit an nahm derselbe Stein die Weise der göttlichen Hochgesänge in sich auf und liess sie stets wieder aus sich herausklingen sobald man ihn anschlagend berührte. — Solch ein Stein sei uns Schinkels Gedenkstein; wenn wir ihn mit Geist und Herz berühren dann werden die gebundenen und schlummernden Melodien des Meisters in unsere Brust heraufschweben, unseren Sinn reinigen und aussöhnen und mit dem Vorsatze erfüllen: nicht abzulassen vom Rechten, zu leben und zu enden wie er, damit man uns dereinst auch nachrufen könne was der alte Simonides einem heimgegangenen Geschlechte edler Hellenen auf den Hügel schrieb:

Wandrer! so Brüder dich fragen dann melde: es hielten die Alle
 Welche du liegen da sahst, treu an der Väter Gesetz!

III.

Zum ersten Kranze.

Festrede am 13. März 1852.

Bei der zur Feier des Tages angestellten Concurrenzaufgabe — Entwurf eines Wohnhauses für das Bedürfniss eines Künstlers wie der verewigte Schinkel — gewann der Architekt Adler den Kranz. Die gekrönte Arbeit war sammt den Arbeiten der Mitbewerber im Festsale ausgehängt.

Zu Athen bestand in jeder freien Familie die alte heilige Sitte an dem Tage wo ihr eine Tochter geboren wurde, vor der Thüre des Hauses einen Spinnkorb mit Wolle und Wollenbinden bekränzt auszustellen. Hiermit sollte die künftige Lebensbestimmung und Thätigkeit der Neugeborenen angedeutet werden: dass dieselbe einsteinmal mit ihrer Hände Arbeit bei solchem Korbe mit Spindel und Webstuhl, also durch die Talasia, sich selbst wie den Gatten Kindern und Hausgenossen das leibverhüllende Kleid wie die wärmende Dekke des Lagers bereiten werde. So hatte es Athena, die Schutzgöttin des Attischen Volkes und Landes, ihren Schützlingen einst mit eigenem Beispiele geboten zu thun; denn sie war es welche im Anfange aller Dinge bei Erschaffung des ersten Weibes, der Menschenbraut Pandora die Hephästos auf Zeus Befehl aus irdischen Stoffen gebildet hatte, als eine Gabe liebenden Erbarmens dieses Weibes Leib mit dem eigenhändig gewebten Gewände züchtig bekleidete und ihr zugleich die Kunst mittheilte solche Gewebe zu wirken; auch hatte sie ihren ersten Priesterinnen als ein vornehmstes Sacrament ihres Kultus anbefohlen diese Kunst auszuüben und in derselben besonders jene vier Athenischen Eupatridentöchter zu unterweisen welche, jährlich mit andern wechselnd, bei Ausrichtung des Gottesdienstes im Tempel als Arrhephoren den heiligen Frohndienst für das ganze Attische Volk bei der Göttin abzuleisten verpflichtet waren. Daher bildete auch das Probewerk der Hände dieser Edelmädchen, der Peplos mit welchem das Segensbild der Göttin im Tempel beklei-

det ward, das heiligste Weihegeschenk das ihr vom Attischen Volke gebracht werden konnte. Dieses Peploskleid webten die Arrhephoren im Hause der Priesterin oben in der Burg auf einem besondern Webstuhle und nach einem von Beginn an feststehend gebliebenen Muster innerhalb der Frist ihrer Jahresdienstzeit; sie begannen die Zurichtung des Gewebes auf dem Stuhle an einem bestimmten Feste, Chalkeia, Handarbeiterfest genannt, und beendeten sie an einem andern Feste; am Geburtstage der Athena jedoch, welcher auf den drittletzten Tag des Monates Thargelion fiel, wo zuerst die Pflanzung des heiligen Ölbaumes, in späteren Zeiten hernach die Stiftung des Bildes und Tempel geschehen war, erschien das Bild mit diesem alle Jahre neu gewirkten Gewande bekleidet. Also ist nach der heiligen Sage Athena Ergane auch die Erzeugerin der Wollenarbeiten gewesen und durch ihre Priesterinnen immerfort Lehrerin und Werkführerin der wollearbeitenden Frauen geblieben; es war ihr die Wolle geheiligt und aus der Vliesschur ihrer geweihten Opferlämmer webten jene Arrhephoren eben das genannte heilige Kleid ihres Bildes.

Ein anderes Wahrzeichen sahe man dagegen vor der Thüre des Athenischen Bürgers wenn die Hausfrau eines Knaben genesen war; dann hing man gleich einen frischen Kranz von Zweigen des Ölbaumes vor ihr aus, der aber gleicher Art wie jener Wollenkorb seinen Bezug auf den heute Gebornen hatte. Denn mit diesem wollte man ein gutes Vorzeichen und Gelöbniß geben: es sei der Knabe im Schutze der Athena und ein gymnasischer Pflegling derselben; er werde als Jüngling wie als Mann nicht bloß ein wakkerer Palästrit und agonaler Wettkämpfer sein, der einst auch solchen Ölkranz seiner göttlichen Schutzpflegerin als Siegesangebinde weihen könne, sondern durch die palästrische Erziehung an Leib und Selenmuth gestählt, Leib und Leben für die geheiligte Ölbaumtragende Mark des theuren Attischen Vaterlandes im blutigen Mordkampfe gegen Feindesmacht einzusetzen bereit sein. Denn der Ölbaum war der Göttin eigenstes Heiligthum; sie hatte den ersten Spross desselben, mit welchem sie als einer Segensquelle für ewige Zeiten ihr geliebtes Attika begnadigte, eigenhändig auf die Burg getragen, ihn im Hofe ihres Priesterkönigs gepflanzt geweiht und seine Pflege den königlichen Töchtern als ihren Priesterinnen übergeben, dabei aber zugleich auch den schlangengestaltigen Sohn der Attischen Erde, Erichthonios als Hort und Schützer dieses ihres Segensunterpfandes

zur Bewahrung mit überantwortet; endlich war von ihr geboten worden jedes neugeborne Kindchen sogleich auf Ölblätter in der Wiege zu betten und dieselbe damit zu bekränzen.

Das war die Bedeutung dieses Kranzes vor der Thüre des Athenischen Hauses am Geburtstage eines Knaben.

Nun schaue! Auch hier sehe ich heute Attischer Sitte pflegen; auch dem Knaben dessen Geburt dieser Tag bezeichnet ist ein frischer Kranz aufgehangen, hier der erste Kranz. Aber das ist gar schon ein Siegeskranz, ehrenhaft im musischen Wettstreite gewonnen und dem Gebornen des Tages eben so zum Ehrendanke geweiht wie die Hellenen ihre Siegerkränze den schützenden Heroen ihres Staates und den Penaten ihres Hauses weihten; ein Kranz um so köstlicher, da er in einem Wettkampfe erstritten ward als dessen Preis man nicht Geldlohn, Dreifuss, Schale, kostbar Waffen oder Gewand und dergleichen Ding gesetzt hatte, sondern in einem Wettkampfe den nur die Pietät um den Kranzlohn bloß in Erkenntniss des Segens kämpfte welchen der Neugeborne im thatenreichen Leben erwirkt und über seine Enkel gebracht hat. Auch sahe ich neben dem Kranze noch so gute Ehrenspenden von den Gegenstreitern schimmern, dass dieselben wohl für den Siegesträger ein Zeugniß gewähren können: wie seine Kraft und Gewandtheit nicht geringe gewesen sein müsse als er in der Krisis des Streites jenen obsiegte. Glück auf dem Sieger und seinen wakkern Antagonisten! Sie haben in Wahrheit den würdigsten Tag und den schönsten Preis des Wettkampfes sich zum guten Vorzeichen künftiger Thaten erwählt und mit ehrenwerthem Angebinde das Haus geweiht in welchem das Wiegenfest ihres neugebornen Meisterknaben von uns Allen begangen wird. Mögen die Kampfgenossen, möge vor Allem der verehrende Sieger das wahrheitsschwere Wort sich in das Herz schreiben welches der latinische Sänger der Metamorphosensagen verwandter That der Pietät nachrühmt „die ehemals geehrt haben, werden dereinst auch so geehrt werden“; dann wird auch die Gerechtigkeit des Geschickes es fügen dass er nach dem Sinne seiner heutigen Ehrenweihe in gleicher Weise als gefeierter Lehrer und Meister an seinem Wiegenfeste dereinstmal von den Nachstrebenden geehrt werden wird.

Diesem Wunsche nun, den wir den Wettstreitern aus ganzem Herzen auf ihren Lebensweg mitgeben, wollen wir aber zugleich noch den ächten Freundesrath beigesellen: beständig so wie sie begon-

nen, den Abweg der eignen Lehre zu meiden und nicht auf sich selber ruhen zu bleiben sondern eingedenk des wahrhaften Wortes zu sein was ein Dichtermund spricht in dem er sagt:

Willst Du aber das Rechte thun,
Bleibe nicht auf Dir selber ruhn,
Sondern folg' eines Meisters Sinn,
Mit ihm zu irren ist Dir Gewinn!

„Folg' eines Meisters Sinn?“ — Wohl! Aber es giebt der Meister viele in diesen Landen! Meister hie, Meister da! Welcher ist nun unter den Vielen der Rechte dem ich folgen sollte und der Führer der mir den Weg zeige den ich wandeln müsse? Wessen Lehre und Kunst soll die Leuchte meiner Füße sein? — So werden mit Euch noch viele Andre fragen, und werden ihnen viele Antworten gegeben und ihnen viele Meister genannt werden.

Freilich sind Viele als Meister gerufen und Viele werden noch gerufen werden, aber der rechten und auserwählten Lehrer sind stets nur Wenige gewesen. Den rechten Lehrer wirst Du jedoch in dem erkennen welcher nicht Dich hinführt zu seiner Hände Werk, und auf das Ding seiner eignen Weisheit zeigend spricht: „Siehe, ich habs gemacht, ich bin fertig geworden und an das Ziel gekommen; folge diesem nach dann wirst Du empfangen und brauchst dazu gar nichts mitzubringen; es ist so behaglich und leicht dieses Weges zu gehen, Du wirst sonder Gedankenpein und Mühe bald ein fertiger Mann sein“; — sondern es wird vielmehr der Rechte derjenige sein welcher zu Dir sagt: „Lieber! siehe mein Werk nicht so an, es sind meine Irrthümer mit darin, und vor diesen soll ich Dich bewahren; bist Du aber entschlossen so will ich Dir den Weg zeigen den ich gefunden habe nachdem ich mein eignes Ich abgethan; der führt Dich zu dem Ursprunge der Gedanken und zur Kunstwerkstätte der Meisterin deren Gebilde eine über allen Geschlechtern als Führerin schwebende Weisheit zum Vorbilde, und deswegen auch allen Geschlechtern zu Lehre und Beispiel gesetzt hat; willst Du diesen Weg gehen dann will ich Dir die Leuchte mitgeben welche mir die Erkenntniss der Kunsttradition in Bild und Schrift entzündet hat; aber das Schöne ist sehr schwer, auch wirst Du nimmer hier empfangen wenn Du nicht schon hast, denn nach dem Pfunde was einer mitbringt auf diese Wanderschaft danach werden die Zinsen sein die er dafür einsammelt!“

Wählet nun zwischen Beiden. Aber das merket Euch: je nach dem Meister den sich Einer erwählet, je nach dem wird man seine Gaben und sein Trachten klärlich erkennen; denn von wannen Einer ausgeht und welchen Weg er einschlägt, danach erlanget er das Ziel zu dem der Weg führt. Die nun nicht gewillt sind die Trägheit des Geistes zu überwinden und zum Denken zu gelangen, die werden sich den ersten Lehrer zum Führer erwählen; dann werden sie in seinen Stufen wandeln und bald ihm gleich sein, denn es ist ja leicht zu seinem Ziele zu gehen; aber die haben auch ihren Lohn dahin. Diejenigen dagegen welche die Leuchte des andern Meisters nehmen und vom Lichte der Erkenntniss auf dem Wege der alten Tradition geführt werden, sehen zur Linken und Rechten des Pfades immer klarer und wahrhaftiger die Herrlichkeit der Gedanken welche die Kunst ausgewebt hat, je näher sie dem Ursprunge kommen dem sie entlossen sind; und wenn sie, mannhafte Willens auf rauhem Wege dahinstrebend, auch von ihrer sinkenden Kraft verlassen werden bevor sie an das wohl erkannte Ziel gelangt sind, dann ist ihr Leben doch ein schönes Wollen gewesen dem das Geschick allein ein Ende gesetzt hat; diesen wird man einst zum ehrenden Gedächtnisse das Wort nachrufen was die Hellenen auf den Hügel der treuen Schaar Thermopyläkämpfer schrieben die als Vorhut im Kampfe für des Vaterlandes hehre Bildung gegen die anstürmende Barbarensitte fielen:

Was sie im Leben erstrebten und was noch im Tode sie wollten?

Eines nur: Leben wie Tod, führen zum edelsten Ziel!

Es sind nun auch zum rechten Meister schon viele Schüler gekommen, und es werden deren Gleichen noch Viele kommen die da sagen Rabbi! Rabbi! — der rechten Jünger Zahl aber wird stets und immer nur ein kleines Häuflein, unter diesen auch vielleicht nur Ein er sein der da gleichet dem Sokrateischen Schwane den der Athenische Meister als den Erwählten unter seinen Jüngern sich an den Busen fliegen fühlte. Wer sich jedoch einem guten Meister ergiebt der soll sich ihm ganz und ungetheilt hingeben, damit des Meisters Wort und Lehre ihm wie ein Senfkorn durchdringe und sein Auge wakker mache zu erkennen Wahres und Falsches, Rechtes und Unrechtes. Einer der blos trachtet dem Meister das Wort oder der Hände Bildzug abzumerken, vermeinend: es sei nicht von Nöthen auch den Sinn im Beiden zu erkunden, der wird nur ein Schattenriss von des Lehrers Geberden,

nicht aber ein Eigner und Träger seiner Gedanken, wohl ein Erbe seiner äußern Mängel, aber kein Spiegel seiner innern Tugenden sein.

Endlich giebt es auch Solche die mit sehenden Augen blind sind, welche jedwedes Folgen „nach eines Meisters Sinn“ hoffährig verschmähen, und der eignen Lehre folgend auf sich ruhen bleiben, sagend: „wie soll ich eines Meisters bedürfen und anhangen dem einen Richtwege den dieser einseitig geht; sind mir doch gegeben alle Male der Kunst aus jeder Zeit und von jedem Volke; aus allen will ich langem und daraus meinen Trödel zusammenthun; dann ist an meinem Werk gewisslich nichts vergessen was die Kunst geboten hat und ich bin auf allen Wegen zugleich geloffen“. Solche, die keiner Gedankenrichtung angehören, sind es von denen der Spruch sagt: „sie sind Narren auf ihre eigne Hand“, und die werden nicht einmal den Gewinn haben mit dem guten Meister zu irren, noch das Rechte zu empfangen was selbst dessen Fehlern eigen ist; das sind Kinder der Gesellen welche sich unterfingen den Thurm Babel zu machen, da doch der Herr denselben mit dem Bewusstsein auch die Bezeichnung der Dinge verwirrt hatte. Diese werden sich auf den Irrpfaden der eignen Lehre verlieren und ihr glücklichster Gewinn wird die baldige Vergessenheit sein.

Darum folg' eines Meisters Sinn

Mit ihm zu irren ist dir Gewinn!

Wohl ist das Schöne schwer zu erfassen und festzuhalten; schwerer noch dasselbe zu lehren, es zu Einsicht und Bewusstsein des Lernenden zu bringen dass es Wurzel in ihm fasse. So ist das Amt des Lehrers fürwahr kein sonderliches und kein anderes denn nur ein solches von dem er am Abende seines Lebens sagen kann: wenn es köstlich war so ist es Mühe und Arbeit gewesen. Denn der treue Lehrer arbeitet nimmer so dass er Vorath aufspeichern könne für sich und in seiner Scheunen, sondern er gleicht einem Sämann der mit dem Segen welchen er auf seiner Scholle einsammelt nur das Brachfeld der jüngern Brüder bestellen will; er giebt hinweg Alles sein Eignes und wirft das Saatkorn in die Herzen der Schüler, nicht damit er, sondern diese erndten sollen! Freilich vermag kein Saatkorn da Frucht zu bringen wenn es wie auf einen ungeackerten Boden fällt von dem es nicht aufgenommen und in ihn eingehüllet werden kann; es bleibt dann obenauf liegen, verlieret die Keimkraft und wird ver-

dorrt endlich vom Winde hinweggeweht. Aber gut vor Allem muss erst das Samenkorn sein sonst bringet es auf dem willigsten Boden nur schlechte Frucht, oder wächset gar aus und gedeihet zum Schaden; denn was der Lehrer aussät, davon wird das Vaterland die Frucht erndten. Diejenigen also welche von des Rechtes wegen zu Gymnasiarchen vorgeordnet sind um zu sorgen dass das junge Feld nur mit guter Frucht bestellt werde, denen soll eine kluge Einsicht in die Dinge der Lehre verliehen und ein rätliches Erwägen darüber anbefohlen sein: dass sie nur Solchen zum Lehrer in jedem Dinge erküren der seines Gleichen der Beste ist und die Saatfrucht der ausgeklärten Wahrheit auf seinem eigenen Akker geerntet hat; den sollen sie dann auch mit Ehren halten und ihm nicht weigern noch verkümmern was ihm vollauf gebühret, damit er seine Lehre mit Lust auswirke, und sollen auf seinen Rathschlag hören in den Dingen derselben damit er förderlich wirken könne und ihm sein Amt nicht leid werde. So man von oben herab achtet und ehrt, wird man von unten herauf wieder geachtet und geehrt werden, anders nicht. Und das möge man wohl beherzigen.

Sage nun: kannst Du mir wohl einen solchen Meister mit Namen nennen dem seine Werke nachgefolgt sind über das Grab hinaus, als er mit dem Lorber um die Schläfe am Ziele von unschied? Einen Meister der auch nicht auf sich ruhen geblieben ist, sondern als Meister über sich jene Kunstweise erkannte von der vorhin gesagt wurde dass sie durch die Thatsachen der Geschichte einer Zeit von mehr denn zweitausend Jahren ihrer Tradition als eine ewig gültige Wahrheit besiegelt sei? Kennst Du einen Meister der aus diesem Quelle schöpfend auch solche Bildungen geschaffen hat von denen Plutarch als vergleichender Augenzeuge mit den Wundern der Weltstadt Rom dennoch gestand: „es scheine in diesen Bildungen ein lebendiger Hauch zu weben der seine Macht vor der Zeiten Wandlung so unberührt erhalte als seien sie von einem ewigem Frühlingsleben und nie alternder Schönheit durchdrungen; denn den Werken womit Perikles das kleine Athen ausgestattet habe, könnten fürwahr nicht an die Seite gestellt werden alle Herrlichkeiten zusammen die Rom von den Kaisern aufzuweisen habe, vielmehr behaupteten sie wegen der Grosssinnigkeit und der edlen Einfalt welche an ihnen ausgeprägt sei, bei Weitem den Vorrang über die Werke der Kaiserstadt. — Dieser Meister an dessen Früchten Du den guten Baum erkennen

kannst dem sie entsprossen, den Du Dir zum Lehrer und Führer wählen sollst und zum Vorbilde Deines Strebens, dieser ist aber kein anderer als der Meister dem Du heute selber sein Haus mit Deinem Kranze zum Angebinde geweiht hast; und wenn Du wackerer Sieger trachtest Dir auch seinen Ehrenkranz am Ziele zu erringen: wandle dann unwankbar die Bahn die er Dir gezeigt hat und lasse seinen Sinn Deine Leuchte auf ihr sein. Sollte man aber hierbei etwa streben Dein christliches Gewissen zu beschweren wenn Du „mit ihm irrend“ nach dem Erbtheile der heidnischen Formen trachtest — dann schaue nur auf nach dem Herde des Christenthumes, dorthin wo die ewige Lampe an der Gruft Petris entzündet ist, und tröste Dich mit der Wahrnehmung dass in dieser Stadt niemals eine andere Form und Bauweise Raum gewonnen habe als jene heidnische, und die *urbs Roma, orbis aeterna*, vom Anfange an bis auf den heutigen Tag es nicht verschmäht hat ihr allerchristlichstes Amt und Bekenntniss in die Spolien und ererbten Formen des vorchristlichen Heidenthumes einzukleiden und es mit ihnen zu heiligen.

Gedenken wir heute Schinkel's, so wird dies auch in seinem Sinne geschehen müssen. Hat Schinkel in Gedanken Worten und Werken stets auf die Erforschung und Durchdringung der Kunsttradition hingewiesen, dann wollen wir auch heute das Auge darauf lenken. Denn wenn wir uns in der Kunstwelt der Alten ergehen in welcher er selbst so gern weilte, aus welcher sein denkender Geist Nahrung und lebensfrische Gedanken sog, zu welcher er jeden Denkenden so gern hinzuziehen trachtete, so wird das ein Verkehren in seinem Sinne, ein geistiges Zusammenleben mit ihm sein. Haben uns nun die Gaben die heute zu seinem Ehrenpreise gespendet sind bereits zu dem Wohnhause geführt, dann dünkt uns dass die Hinsicht auf den Dank den wir den Gebern und namentlich den gekränzten Ersten derselben dafür schulden, die Verpflichtung auferlege bei diesem Gegenstande zu beharren und den Blick von dem Hause welches ihm die jüngste Stunde im Bilde gewidmet hat, auf das gewesene Haus des Mannes der alten Welt zu lenken, zu Betracht und Vergleich. Weil jedoch der Kranz uns ganz eigentlich auf den Eingang dieses Hauses verwiesen hat, wollen wir auch dem Winke folgen und die Thüre welche heute als ge-

kränzt bemerkt worden ist, zum Vorwurfe der Betrachtung machen. Denn gar vielerlei Wunderbares weiss die Geschichte von dieser Thüre des antiken Hauses noch zu sagen, ja sogar Mancherlei was heut zu Tage wohl noch Brauch und Sitte ist im Christenvolke des Südlandes. Du wirst Dich deshalb nicht von der Thüre des Heiden abwenden dürfen um, an die Brust klopfend, mit jenem Schriftgelehrten sagen zu können: ich danke Dir dass ich nicht so Einer bin wie dieser hier; im Gegentheil, wenn Du dem einladenden Chaire oder Salve was auf der Schwelle geschrieben steht folgen und in die innern Räume eintreten würdest, solltest Du zufrieden inne werden wie auch der Heide löblicher Sitte pflegte an seinem Herde, und seinem Gotte eben so eine heilige Stätte und eine Hauskapelle zu täglicher Andacht geweiht habe als der Mann des christlichen Mittelalters in seinem Hause.

Vor der Thüre des Athenischen Hauses siehst Du also heute einen frischen Ölkranz prangen, weil ein Knabe in ihm des Helios Licht erblickt hatte. Da war Lust und Freude innen, Verwandte und Bekannte gingen aus und ein Glückwünsche und Gaben zu bringen. Du kannst aber an der Form des Thürein-ganges vor dem sich dieser Kranz befindet gleich erkennen wes Standes der neugeborne Knabe sei, ob Du vor dem Hause eines Edelmögenden oder vor dem eines schlichten Bürgersmannes stehst. Wie nämlich unsere Vorfahren im Mittelalter, zu Abend oder sonst zu ruhiger Stunde im heissen Sommer, vor ihres Hauses Thüre und im Schatten eines ihr vorgebauten Daches zu verkehren pflegten unter welchem links und rechts zwei feste Sitze angelegt waren, gerade so liebten und pflegten auch die alten hellenischen Bürger zu thun; sie setzten der Thüre ein schattengebendes Dach, ein Prostegion oder Protegion vor, oder aber eine kleine Vorhalle, Proskenion oder Prothyron, die aus einem Dache auf zwei Säulchen und einem Zugange von mehreren Stufen bestand. Solches Prothyron zeigte nur das Haus einer alten Adelsfamilie; es war vom Ursprunge Athens an solche Thürhalle in welche die Thürflügel beim Oeffnen hineinschlugen, ein Vorrecht der Eupatriden gewesen. Der schlichte Bürger, dem erst durch Beschluss der Vielmögenden das Bürgerrecht und die Sesshaftigkeit in der Stadt verliehen war, musste sich eines solchen Vorbaues enthalten, daher auch die Flügel seiner Thüre nach Innen wenden damit sie nicht hindernd in die Gasse traten. So verordnete es ein altes Athenisches Baupolizeigesetz. Ein guter

Finanzmann nun wie Hippias der Pisistratide, der den Staat gleich seinem Hause, das Volk gleich seiner Familie regierte, und aus Gründen einer sehr zeitgemässen und heilsamen Politik den Adel dem Bürger gleich vor dem Gesetze machen wollte, hob in sofern dieses Adelsvorrecht auf, als er einem Jeden erlaubte sich ein solches Prothyron vor der Thüre anzulegen sobald derselbe eine erklekkliche Steuer von dieser gesäulten Thüre zahlte. Auch auf die Prothyra welche schon vor diesem an den Häusern bestanden legte er dieselbe Steuer, oder aber sie mussten von den Besitzern hinweggerissen werden. Hoffahrt muss Zwang leiden, dachte Hippias; deswegen unterwarf er einer gleichen Zwangssteuer auch alle Balkone welche die Leute zu müssiger Umschau nach der Strasse über die Wände des Hauses hinausgeschoben hatten, wie alle Dachtraufen die nicht in den innern Hof, in die Aule des Hauses, sondern in die Strasse ihr Wasser führten. Ob er auch eine Fenstersteuer aufgelegt habe, davon weis mein Gewährsmann Aristoteles nichts; eine Hundesteuer zur Verbesserung der Bürgerstiege an den Häusern hin konnte er deshalb nicht auflegen, weil der Hund so zu sagen ein Inventarstück jedes Hauses war und die Ankommenden welche den erzenen ringförmigen Klopfer der Hausthüre berührten, durch sein Gebell anmeldete. Dieser vierfüssige Portier wohnte daher jedesmal in seinem Loche unmittelbar innerhalb der Hausthüre an der Kette neben der kleinen Celle des Ostiarius; wer aber keinen Raum für diesen Wächter hatte, malte wenigstens eine grimmige Mollosserbestie an die Wand und schrieß mit grossen Buchstaben darüber: Hüte Dich vor dem Hunde! Wie sehr indess die gute Strassenpolizei jenes Pisistratiden bei den engen und krummen Strassen des alten Athen nöthig gewesen sei, möchte die eben nicht reinliche Angewohnheit des Athenischen Kleinbürgers beweisen: die Abgänge aus seiner Küche, die Federn des gerupften Viehs mit sammt den abgenagten Knochen und dergleichen andern Kehrriecht gleich neben seiner Thüre auf die Gasse hinzuwerfen.

Freilich änderten sich diese Zustände in Athen mit der Emancipation des Demos gar bald; denn nachdem die Macht der durch Verschwendung heruntergekommenen Eupatriden gebrochen, der Kleinbürger durch Sitz und Stimme in der Ekklesia ihnen gleich geworden war, stieg der Luxus so dass die Häuser der Eupatriden im Aeußern nicht mehr von denen der gemeinen Bürgerleute zu unterscheiden waren und an ganz gewöhnlichen Häusern

die Kosten des Thürbaues auf 3 attische Minen, oder gegen 70 Thlr. geschätzt wurden.

Die Eupatriden also, wenn sie von ihren Landsitzen nach Athen kamen, oder durch Uebernahme obrigkeitlicher Aemter, die früher allein von ihnen besetzt wurden, für gewisse Zeiträume an ihr Haus in der Stadt gebunden waren, die sassen denn gern in ihrem Prothyron, da mit den Freunden verkehrend, dem gemeinen Manne rathend. So in seinem Prothyron sitzend gewann sich der weltkluge Miltiades, des Marathonsiegers Oheim, einen Fürstenthron im Chersonesos. Denn als er einst hier zur müssigen Stunde verweilend, gewaffnete Männer in barbarischer Tracht und vom langen Marsche sichtbar ermüdet die Gasse herabkommen sieht, auch wahrnimmt wie Niemand auf ihre unverständlichen Fragen Antwort zu geben vermag, erkennt das Ohr des gebildeten Atheners sogleich die fremde Mundart des Thrakischen Chersones. Aufstehend und den Fremden entgegengehend um die Ermüdeten im Dialekte ihres Landes gastfreundlich in sein Haus einzuladen, da Herberge zu nehmen, stehen diese betroffen vor ihm still und antworten freudig überrascht: dass sie nun endlich das Ziel ihrer langen vergebenen Wanderung gefunden hätten; zugleich begrüßen sie ihn auf der Stelle als den vom Schikksal ihnen erkornen Fürsten. Es waren diese Männer nämlich Dolonker, welche nach dem Tode ihres letzten Fürsten vom Dephischen Orakel die Weisung empfangen hatten: Hellas Städte zu durchwandern und denjenigen zum Herrscher zu wählen von welchem sie zuerst in ihrer Sprache angedet und zu Gastfreunden gemacht würden.

Nicht etwa bloß in Athen allein, auch in allen andern Städten von Hellas und ihren ausländischen Pflanzstätten, finden sich die Prothya; das beweist allein die Geschichte vom Dion zu Syrakus, dem sich nicht wie dem Miltiades ein Glück sondern ein Unglücksereigniss ankündigte. Dieser sass einst beim Zwielight des Abends auch in seinem Prothyron, als er eine grauenvolle riesige Gestalt in der schwarzen Kleidung und Geberde einer Erinny schnell neben sich hin durch die Thüre in das Haus schlüpfen und mit einem Lustrationsbesen das ganze Innere der Aule ausfegen sahe. Dies war das unglückliche Vorzeichen dass sein ganzes Haus nun vom Tode heimgesucht und ausgefegt werde. Denn gleich am andern Tage stürzte sein Sohn vom Dache in die Aule hinab; nach drei Monden aber war er auch sammt seiner ganzen Familie dem Todesgeschicke verfallen.

Indess kannst Du von der Hausthüre und ihrem Prothyron auch traute und freundliche Geschichten hören die sich fast täglich hier zutragen. Beispielweise von jenem Kranze aus Rosen und Veilchen, welcher im Prothyron dort an einem Bande aufgehängt ist in dessen Zipfel die Worte kalos, kalos, Du Lieber, Schöner, eingeschrieben sind. Diesen Kranz haben schöne Epheben in voriger Nacht dem geliebten Freunde da innen geweiht, weil er sie alle am Tage vorher in den Uebungen der Palästra besiegt hat; auch duftet von dem Altare des Thyraios hier noch der Weihrauch auf den sie unter Absingen von Stegreifliedern und Skolien zum Preise des gefeierten Freundes beim Klange der Kithar verbrannt haben. Wie? Weiht man einem Geliebten gleiche Ehren als einem Gott? „Nein“, antwortet ein kundiger Sittenerzähler, „nicht dem Geliebten sondern dem Eros, dem Zusammenhalter kameradschaftlicher Liebe, vor dessen Bilde deswegen auch in der Palästra geopfert wird, Eros weiht man diesen Kranz im Prothyron; ihm nur hat man den Weihrauch geopfert, ihm nur ertönt die sanften Lieder auch hier; denn der Geliebte ist wie des Eros heiliges Bild selber, sein Haus wie dieses schönen Gottes Tempelsitz.“ So feierten Hellenische Jünglinge die Tugenden dessen der, mit ihnen um den Kranz eifernd, ihr Sieger geworden war. Ganz so denkt wohl auch mancher Einzelne unter diesen frohen Gesellen von der liebreizenden Tochter des Hauses; denn in deren Gestalt ist Eros leibhaftig hineingetaucht, hat sie zu seinem heiligen Bilde gemacht und so des Jünglings Herz besiegt. Auch dieser hängt, ein ander Mal, ganz allein und verstohlen, unter lieblichem Liede seinen Kranz an die erzenen Knöpfe oder an den Klopfring der Thürflügel und schreibt dann mit Kreide oder Röthel die Worte kale, kale, nebst dem Namen des angebeteten Mädchens daneben, damit die Hausbewohner am andern Tage gar nicht in Zweifel sein könnten wem der Kranz und das nächtliche Ständchen gegolten habe.

Gehen wir von Hellas nach dem alten Rom, so wurden auch hier dergleichen Vorbauten welche den Verkehr in den engen und krummen Strassen beeinträchtigten, vom Censorischen Gesetze streng überwacht. Zwar fanden sich hier die Prothya, die auch wohl Vestibula genannt wurden, sehr spät ein, allein andere Dinge waren es welche gleiche Hemmnisse des Verkehrs waren. An Stelle des Prothyron der hellenischen Häuser waren nämlich über der Hausthüre, vom obern Geschosse oder auch vom Dache vorsprin-

gend, Mäniana d. i. hölzerne Balkone angelegt welche weit in die Strasse hineinragten, zugleich den Platz vor der Thüre beschatteten und vor Regen schützten. Ohne solche Mäniana konnte der alte Römer nicht wohl gemüthlich in seinen vier Pfählen leben, und in der stikkend heissen Luft der Gassen mochte das Verlangen nach einem hohen luftigen Plätzchen ein ganz nothgedrungenes sein. Dies Mänianum diente ihm zur Sieste wie zum Speisen; und um recht behaglich hier hausen zu können wurde es mit einer dicken Zeltdecke, einem Velum oder einem Segeltheuche gegen die heissen Sonnenstrahlen überspannt, auch besetzte man dasselbe wohl mit zierlichen Bäumchen in Kübel gepflanzt und schuf so nach und nach jene hängenden Gärten oder Pomaria welche in der Zeit des Seneca auf den Belvederen am Hause der Reichen zum gewöhnlichen Luxus gehörten. Wie ausgedehnt die Anlage solcher Mäniana war und wie sie kaum an einem Hause fehlten, geht schon aus dem Umstande hervor dass Cicero von seinem Hause bis zum Forum beständig im Schatten derselben hingehen konnte. Denn so weit schob man dieselben in die Strasse hinaus auf Mutuli oder Consolen vor, dass die einander gegenüber wohnenden Nachbarn sich die Hände reichen konnten. Waren dieselben also wohl von der einen Seite allen die Strasse Passirenden sehr willkommene Schattendächer, so wurde gleichwohl durch sie die Löschung jeder Feuersbrunst beinahe unmöglich gemacht, weil die brennenden Hölzer in die Strassen hinabsanken und auch die zündende Flamme sogleich aufnahmen und nach den Nachbarhäusern hin verbreiteten. Deswegen liess der strenge Polizeimeister Cato einst frischweg durch die ganze Stadt hindurch ohne Weiteres alle diese Balkone niederreissen die nicht wenigstens den lichten Abstand von zehn Fuss vom gegenüber liegenden Nachbarsbalkone hatten; und noch das Baugesetz des Kaiser Zeno erneuerte bei harter Strafe dieselbe Vorschrift.

Bekanntlich liess Nero durch seine Polizeivorschriften nach dem grossen Brande an Stelle dieser hölzernen Mäniana steinerne Hallen vor allen Häusern anlegen welche ein plattes Estrichdach hatten. So konnte man gegen Sonne und Wetter geschützt die Strasse in diesen Hallen durchgehen, die Römer hatten solidere Mäniane oder vielmehr Pergolä bekommen auf denen sie in frischer Luft verkehren konnten, und zugleich war dem Brandunglücke vorgebeugt. Einen anderen Uebelstand bildeten in Rom die hölzernen Treppen welche bei vielen Häusern gerade von der Strasse

aus auf diese Mäniana wie überhaupt auf das obere Geschoss führten; diese beseitigte Cato zugleich, indem er dieselben ohne Ausnahme wegriss und sie in das Innere des Hauses zu verlegen nöthigte.

In gleicher Art wie zu Athen bestand auch in Rom das Gesetz die Flügel der Eingangsthüre oder des Ostium, nicht nach der Strasse hinaus aufschlagen zu lassen. Wem dies aber gestattet wurde, dem erkannte man es als eine hohe von dem gesetzlichen Brauche abweichende Sitte zu; dabei war es zugleich eine heilige Ehre, weil blos die Thüren der Gotteshäuser, der Tempel und Kapellen sich nach Aussen zu öffneten. Zwei Männer werden besonders genannt welchen ein römischer Senatsconsult dieses große Vorrecht zuerkannte; Poplicola und Julius Cäsar. Dem ruhmreichen Poplicola ehrte man damit für seine Samniterbezwingung; und an den Pfosten seines ärmlichen Haushüres hing derselbe die Waffenstücke auf welche er den stolzen Samnitern im schweren Kampfe entrissen hatte. Und dies war ein uralter Brauch in Rom dass ein Triumphator mit den kostbarsten Beutewaffen seine Thüre bezeichnen, somit das Siegel seiner Grossthaten für ewige Zeiten dem Hause und sich zum ehrenden Gedächtnisse aufdrücken durfte; denn Niemand und kein folgender Hausbesitzer durfte diese Exuvien von ihrem Orte entfernen „damit das Haus“ nach des Plinius schönem Worte „auch unter jedem folgenden Herrn immer noch fort triumphirte“. Dem andern Manne, Julius Cäsar, baute der Senat sogar noch ein gesäultes Prothyron ganz in derselben Kunstform wie am Tempel vor die Thüre und setzte auf den Gipfel des Aëtosdaches das Bild einer Siegesgöttin. Dass übrigens die Römer eben so klug waren als der Athener Hippias, die Prothyra und gesäulten Thüren der Wohlhabenden zu besteuern, zeigt unter andern Scipio welcher sich in der Provinz Syrien durch solche Zwangssteuer die Löhnung für seine Legionen erpresste.

Wendest Du den Blick von der baulichen Form der Thüre wieder zur Ausstattung derselben zurück, so nimmst Du aufer dem Ölkranze bei andern sittlichen Veranlassungen andere Pflanzen wahr welche hier sichtbar werden und Dir das Leben und Treiben im Innern des Hauses am Eingange zu demselben im Voraus verkünden. Bezeichnete jener Kranz des Ölzweiges den Eintritt eines Menschen in die Welt des Lebens, so deutete umgekehrt ein Zweig der Cypresse, der mit schwarzer und

violetter Binde behängt erschien, den Abschied eines geliebten Lebens aus dem Kreise der Familie an. Vor der Thüre des Hauses dem die unerbittliche Persephoneia einen seiner Bewohner entrückt hat, wird dieser Zweig vom Baume der ewigen Trauer aufgestekkt; mit demselben wird das ganze Haus als eine unreine vom Todtendienste entweihete Stätte bezeichnet über welche jene Manenkönigin waltet, und die einen Jeden der sie betrat in gleichen Zustand der Unreinheit versetzte. Damit nun keine solche Entweihung fremder Personen, namentlich aber keines Priesters dessen Leib wegen Ausrichtung reiner olympischer Götter Sacra unbeflekt bleiben musste, statt finden könne, stekkte man solchen Warnungszweig aus, um jeden zufällig daher Kommenden vor Betretung der Thüre zu warnen. Erst am neunten Tage nach dem Todesfalle, am sechsten nach dem Begräbniss, war das Haus wieder gereinigt und geweiht, es konnte ohne religiöse Hinderung wieder betreten werden. Solche Purgation des Hauses geschah am dritten Tage, unter der Zeit während die Leiche aus dem Hause getragen und bestattet wurde. Man legte erst Dekken Wände und Fussböden, räucherte alle Räume und Gegenstände mit Schwefel aus, besprengte sie mit grünen in Weihwasser getauchten Zweigen und räucherte mit Weihrauch nach. Damit aber diejenigen welche von der Bestattung zurückkehrten und noch unrein waren, nicht das Neugeweihte wieder beflekteten, zündete man vor der Thüre kleine Haufen Reisig von Weisdorn an, über deren Flamme dann die Rückkehrenden sprangen, darauf mit Weihwasser besprengt wurden, und nun reines Fusses durch die Thüre eingehen konnten.

Noch ein eigenthümliches Wahrzeichen vor Athenischen Haus-thüren war ein Besen, ein Kehrwedel aus Lorberzweigen, auf einem hohen Stiele aufgestekkt und mit blutrothem Bande gebunden; das war gleichfalls ein Gegenstand der sich nur vor einem Eupatriden Hause zeigte. Dieser ganze Kehrwedel hieß Korythalis, sein Stiel Dikron, die rothe wollene Binde Hemerokalles. Die Korythalis diente zu Reinigung bei Sühne der Blutschuld, war ein Symbol solcher Lustration und sein Gebrauch ein heiliges Vorrecht der Eupatridengeschlechter, weil diese mit der Vollmacht betraut waren solche Sühnungen vollziehen zu können. Denn die Jonischen Eupatriden erkannten den Apollon, dem der Lorber heilig ist, als ihren väterlichen Gott, als Patroos an von welchem ihr Urvater Jon der eigne Sohn gewesen war. Apollon war aber

Stifter der Lehre von der Blutsühne; sein Sohn Jon der von ihm im Ritual derselben unterwiesen worden war, hatte sie auf seine Nachkommen vererbt und ihnen das Recht ihrer Ausübung in die Hand gelegt. Deshalb, um solches Vorrecht welches auf ihrem Hause ruhte kenntlich zu machen und zugleich dabei anzudeuten wie dasselbe auf die Nachkommen übergehe, pflanzten die Eupatriden einen solchen Lorberbesen vor der Thüre an dem Tage auf an welchem eines der Glieder ihrer Familie in das Eupatridische Recht eintrat, oder an welchem sie dasselbe ihm verlihen. Einmal geschah dies an dem Tage wo von einem Kinde des Hauses erklärt wurde dass es die Jugendreife, die Epehebeia erlangt habe und nun das väterliche Vorrecht ausüben könne; zum andern Male prangte die Korythalis vor dem Edelbürgerhause am Tage einer Vermählung, gleicher Weise anzudeuten dass auf der neugegründeten Familie die Gerechtsame jener Apollinischen Sacra ruhe.

Der dem Apollo geheiligte Lorber spielt überhaupt eine bedeutsame Rolle bei den Alten. Einen mit weissen und purpurrothen Wollenbändern bezeichneten Lorberspross, Komys geheissen, pflanzte ein jeder Hellene vor seiner Thüre auf wenn das Jahresfest der Epiphanie dieses Gottes eintrat, welches vornehmlich durch das Herumführen eines geweihten mit Binden gekränzten Lorbersprösslings gefeiert ward und deswegen Lobertragen, Daphnephorie hiess. Es ist die Daphnephorie eine Nachahmung des Lorbers den Apollo selbst trug, da er einst als sündensühnender Heiland des Leibes und der Seele im Lande erschien, um denselben mit der neuen Lehre der Sündenvergebung durch die Zuflucht zur Gottheit zu pflanzen und so das Volk von dem Fluche des alten Religionsgesetzes zu erlösen welches keine Sühne der Blutschuld kannte sondern Leib um Leib, Seele um Seele, Blut um Blut zur Vergeltung und Ausgleichung vom schuldbeladenen Missethäter heischte. Ein besonders erwählter und dazu geweihter Knabe aus dem edelsten Geschlechte, angethan mit Apollinischem Festgewande gerade wie es Apollon getragen hatte, führte den Lorberspross unter Begleitung von Knabenchören im ganzen Lande herum, alle Wege, alle Fluren und Städte dadurch segnend, zuletzt den Zweig im ältesten Tempel des Apollon niederlegend und weihend. Aus dem geweihten Lorberhaine oder Lauretum aus welchen man jenen Tragezweig gepflückt hatte, entnahm nun jeder Andere auch den Zweig den er eben vor sei-

ner Thüre aufpflanzte, eine brennende Lampe dabei an der Pfoste aufhängend, für die Dauer des Festes. Aufser diesem pflanzte Jedermann, wegen der Kraft welche man im Lorber eingeschlossen glaubte böse Dämonen jeder Art, Neid, Pest, Fieber, typhöse Krankheit, Irrsein und dergleichen abzuwehren, bei Einbruch solcher Uebel einen Lorberzweig als Abwehrer derselben vor seine Thür. Einen beständig grünenden Lorberbaum unter welchem ein Altar stand hatten inzwischen alle Hausbesitzer welche sich zu den Sacra des Apollo bekannten neben ihrer Thüre; dieser war dem Thürvorstehenden und gute Wege schützenden Apollon Thyraios oder Agyieus geweiht; später trat neben dem Altare noch ein Bildzeichen dieses Gottes, ein runder kegelförmiger Steinpfeiler hinzu, an welchem die Apollinischen Symbole, der Bogen mit dem Pfeilköcher, auch wohl noch die Kithar gebildet waren.

Auch bei andern Festen erscheint der Lorber an den Thüren. Wie die Römer am Erndte- und Schnitterfeste einen Aehrenkranz an der Thüre aufhingen sobald man die Erstlinge des Schnittes nach dem Vestatempel geweiht hatte, so brachte man in Hellas die Erstlinge des Segens der Akker- und Baumfrucht, der Wollschur Weinlese und Bienenzucht an die Tempelthüren des Apollo, des Dionysos und der Athena. Und zwar bestand die Form dieser Gabe in einem Lorber- oder Ölzweige der mit allen jenen Naturgaben behangen und mit wollenen roth und weissen Binden geschmückt war; dieser Segensopferzweig hiess Eiresione. Gleiche Eiresione stekkte dann jeder Landwirth vor seiner Hausthüre auf und liess sie hier so lange stehen bis er sie im folgenden Jahre durch eine frische ersetzen konnte, dann verbrannte er die alte. Diese Eiresione sollte das Gedeihen aller an ihr hangenden Naturgaben fördern, Schaden und Misswachs vom Lande, Neid Zauber und anderes Böse von Haus und Leuten fern halten. Nimmt man zu alle dem hinzu dass ein jeder Lorber vor oder an der Thüre nach dem Glauben der Alten zugleich nicht bloss ein Abwender von den Wettern des Himmels, also ein Blitzableiter des Hauses, sondern ein Hort vor Feuer und Feuersbrunst war, mithin das Haus vor allem Gefährdenden und Entweihenden sicherte, dann erklärt sich warum auch die Römer diesen Gebrauch des Lorbers in gleicher Bedeutung von den Hellenen entlehnt und nach Rom übertragen hatten. Denn in Rom versah man die Thüren aller geweihten oder augustalen Häuser mit Lorber, an gewissen Tagen unter solennen Gebräuchen, hiermit die

erlauchte Eigenschaft des Bewohners zu bezeichnen. Noch ist von den Festen der gesetzbringenden Demeter und des Dionysos zu sagen dass man an diesen Fichtenschösslinge mit rothen Binden auch wohl Palmenzweige vor den Hausthüren aufstekte.

Doch wie viele der Pflanzen könnte man nicht nennen welche die Leute der alten Welt gebrauchten um die Thüre ihres Hauses vor dem Einzuge vom Bösen und Unheilbringenden zu sichern; so hingen sie auch Wegedorn oder Weissdorn über die Thüre, Fieber zu bannen; sie machten eine Wachssalbe mit seinen Blättern die Thürpfosten zu bestreichen um der Zauberei zu wehren. Mit dem Zweige des Erdberbaumes wurden die Thürpfosten samt der obern und untern Schwelle bestrichen um die Vampyre auszubannen wenn sie den in der Wiege ruhenden Kindern das Herzblut auszusaugen kämen. Asphodelos vor die Thüre des Meierhofes gepflanzt schützte Menschen und Vieh gegen Vergiftungen; Reben vom schwarzen Weine dabei, hielten Raubgevögel vom Hofe ab; gegen Behexung sicherte eine Meerzwiebel über der Thüre aufgehängt; bösen Leumund von den Hausbewohnern fern zu halten war nichts wirksamer als drei Körner Weihrauch von einer Matrone mit drei Fingern an den Ferialien in ein Loch unter die Thürschwelle gelegt, sobald nur die Worte dazu gesprochen wurden: „hiermit binde ich der Lästrer Mund wie der Feinde Zunge“.

Neben jenen Pflanzen welche als Abwender von Unglücklichem vor die Thüre gepflanzt oder an dieselbe angenagelt wurden, bediente man sich noch Mittel andrer Art um dies zu erwirken. Dies sind Kunstbildungen symbolischer Natur welche der Alten Glaube als Amulete gegen Neid und Neidessauber ansieht. Zwar nicht homöopathisch lebend, doch aber so denkend, glaubt der Hellene und Römer durch Bilder vom Bösen und Unreinen, das Böse und Unreine selbst abzutreiben und von seiner Schwelle fern zu halten. Ein uraltes Abwehrsymbol war das schlangenhartige Antlitz der Gorgone Medusa, welches in der starrsten Form mit herausgestreckter Zunge höhnisch dem Anblickenden entgegen grinsend gezeichnet ist. Mit solcher Medusenmaske bezeichnete man die Knöpfe der erzenen Nägel welche die doppelten Rahmleisten der Thürflügel nieten; das sind die Bullä die in Schriftstellern und Bildwerken so häufig gefunden werden; es war ein besonderes Geschäft der Sklaven dieselben zu den Festtagen recht blank geputzt zu zeigen. Wer freilich keine solche erzene Bullä haben konnte, be-

dekkte die Rahmleiste mit gleichen Medaillen aus gebranntem Thone und bemalte dieselben sauber in bunten Farben. Der Behexung seiner Hausleute, vornemlich der Kinder zu wehren, hängt der Römer dazu noch einen Popanz, eine kleine Puppe, als Bild der Göttin Mania über die Thüre. Dieses dämonische Wesen war es nämlich welches in grauer Vorzeit in das Haus schlich und die Kinder sich zum Opfer langte, bis man darauf kam sie mit einem Opferthiere zu sühnen und ihr Bild über die Thüre zu hängen um ihr zu zeigen dass man sie in aller Furcht verehere und sie nun befriedigt sein müsse.

Ein ähnliches Remedium gegen Diebsgesindel und einbrechende Gauner war neben der Thüre angebracht. Stand nemlich der gute wegeführende Gott Agyieus an der einen, so entsprach ihm gegenüber an der andern Seite der Thüre der Schützer der Thürangel, Hermes, der schlaue Dieb der Apollo-Rinder und der Jo-Kuh, den der römische Krämer anruft wenn er verstohlen ungeaichtes Gewicht an den Wagebalken hängt; Hermes, der bei Aristophanes deswegen so gern in der betrügerischen Hökerin Bude weilt um ihr beizustehen wenn sie die einfältigen Bauern und die Schulknaben beschwatzt ihre ranzigen Öpfladen für frische Waare kaufen, und dafür von der schmutzigen Alten täglich mit leckerer Opferspeise, mit Honigkuchen, Weinmuss und Bakkfeigen gepöppelt wird; diesen Hermes setzt man neben die Thürpfoste und glaubt so durch den Schutzpatron und Herrscher der Diebe des Gottes Schützlinge von der Thüre abzuschrecken. Davon hiess der Gott Strophios, Thürangelhüter, und sein Bild wurde täglich gekränzt. Dies Bild bestand aus einem Kopfe auf vierseitigem Steinpfeiler, Herme, an welchem gewöhnlich noch des Gottes Stab mit den geflügelten Schlangen gebildet war. Arme schlichte Leute welche wohl ein eignes Häuschen aber kein Hermesbildniss haben konnten, schützten die Thüre dadurch dass sie in der Schwelle derselben wenigstens jenes Gottes Machtsymbol, den Schlangenstab bildeten; sahen dann die Diebe ihres Gott-Patrones Zeichen und fanden die Schwelle unter seinen Schutz gestellt, so hüteten sie sich wohl den Zorn desselben durch Missachtung seiner zu erregen, und es erklärt sich dadurch wie man in dieser Weise den Bock zum Gärtner stellen durfte.

Auch gegen Feuersgefahr diente noch ein stärkeres Mittel als jener Lorber, nämlich der Gott Vulcan dem man in der Regel den Spruch an die Thürpfoste beischrieb: Arse Verse Volene d. i.

Wende Feuer ab Vulcan. Denn Vulcan ist Gebieter und Beherrscher des Feuers; jeder Bäcker, Schmied, Schlosser, Giesser und Töpfer setzt zur Abwendung von Brandunglück sein Bild oder symbolisches Zeichen an den Herd, an das Schürloch, an den Schlot der Esse, es ist kein Herd in einem Hause an welchem sich diese Bildzeichen nicht befanden. Im innigsten Zusammenhange hiermit steht ein anderer wunderlicher Gesell neben der Thüre an der Wand wie in der Küche am Herde. Dies ist der Neid abwendende Gott Fascinus, der *medicus invidiae*, wie ihn Plinius nennt; der führt die Unterschrift: *hic habitat felicitas*. Denn dieses Symbol hat mit nichten hier jene lascive Bedeutung die man ihm heut zu Tage unterlegt, sondern ist umgekehrt ein Abwehrmittel, ein Baskanion oder Apotropaion gegen Sündhaftes und Obscönes, insbesondere ein Abwehler des Neides über fleissig erworbenes Gut; und daher wird er ein Schützer der reinen Sitte und Bewahrer des Heiles und Arbeitssegens. Selbst am heiligen Staatsherde der Vestalen im Vestatempel fehlte dieses Amulet eben so wenig wie am Triumphwagen des siegreichen Imperator; und wenn der letztere an der Spitze des lorbergekränzten Heeres die heilige Strasse zum Kapitol hinaufzog, das Gesicht mit Mennige roth gefärbt wie der Kapitolnische Gott, angethan mit dem sternenbesäten Purpurgewande und dem Elfenbeinsepter in der Hand, dann steht nicht blos der verhassteste aller Menschen, der Carnifex seinem Wagen hinten auf, man trägt auch einen Fascinus vor ihm her, ein Fascinus haftet an der Deichselstange des mit Gold und Elfenbein gezierten Prachtwagens zwischen den Rossen, damit jeder böse Blick, jedes schele Neideswort von dem Manne abpralle dessen Ehren in diesem Augenblicke die höchsten sind welche der Mann jener Zeit im Leben zu erringen vermochte. Ja um den Gedanken vollständig zu machen, singen die Rotten seiner vor und hinter ihm marschirenden Soldaten fortwährend aus dem Stegreife ehrenrührige und beissende Spottlieder auf den glücklichen Triumphator; alles nur um Neid und Missgunst von dem geliebten Feldherrn abzuwenden der sie eben noch zum schönsten Siege geführt hatte.

Das waren die hauptsächlichsten Mittel aus dem Bereiche der Natur wie der Kunst, welche theils der dämonische Superstitions-glaube theils die religiöse Anschauung der Alten wählte um durch Sicherung der Thüre das Haus mit seinen Bewohnern vor Gefährdung jeder Art zu schirmen; eine ganze Reihe anderer der-

gleichen noch viel seltsamerere prophylaktische Mittel mögen deshalb hier übergangen und nur Bräuche anderer Art erwähnt sein.

Aus Allem was darüber ermittelt werden kann war am Römischen Hause die Thüre mit ihren einzelnen Theilen verschiedenen Gottheiten geweiht; das setzt Bräuche der Consecration bei Einweihung des Hauses voraus. Die ganze Thüre ward dem Schutze des Janus untergestellt; die Oeffnung dem Foriculus, die Thürflügel die sich um ihre eigenen Zapfen oder Cardines bewegten, der Göttin Cardea, die untere Schwelle der Vesta geweiht. Diese standen also hier, wie im Hellenischen Hermes und Apollo Thyraios oder sonst gute Dämonen, der Thüre vor. Daher nimmt jener Charinus bei Plautus traurig Abschied von seinem Hause mit den Worten: ich grüsse dich obere und untere Schwelle, meiner Thüre und sage auch zugleich Lebewohl. Kein Wunder wenn aus diesem Grunde die Thürschwelle dem heraus oder herein Gehenden Omina geben konnte. So dem Tiberius Gracchus; als der am Tage seines Todes aus dem Hause gehen wollte stiess er sich mit dem Fusse so heftig an der Thürschwelle dass ihm die ganze Sohle mit Blut unterlief. Das sollte nur eine Warnung für ihn sein die Schwelle nicht zu überschreiten sondern zu Hause zu bleiben. Ueberhaupt musste man die Schwelle jedesmal mit dem rechten Fusse betreten wenn man einen guten Erfolg seines Weges erzielen wollte, so beim heraus wie herein Gehen. Deswegen wandte Augustus jedesmal wieder um und ging noch einmal durch die Thüre, wenn er in der Zerstreung vergessen hatte mit dem rechten Fusse anzutreten, und der Kammerdiener des aufgeblasenen Trimalchio bei Petronius weist deswegen die Gäste sehr wohl an ja mit dem rechten Fusse die Schwelle zu seines Herrn Zimmer zu betreten. Entweiht ward die Thüre sogleich wenn eine Person über die Schwelle ging welche von einem Begräbnisse zurückkehrte ohne sich gereinigt zu haben, oder wenn es gar ein Vespillione, einer aus der faulen Schaar jener Leichenbesorger betrat welche beim Tempel der Libitina wohnten; dann musste das ganze Haus sammt allen Heshohnern lustrirt werden. Aus diesem Aberglauben dass durch Berührung von Todten die Thüre sammt Allem was sie verschloss entweiht und verunreinigt werde, schreibt sich das seltsame Gesetz dass keine Person der Familie welche man als in der Ferne verstorben geglaubt und ihr deswegen die Todtenweihen und Gedächtnisspenden gebracht hatte, über die Schwelle eingehen durfte sobald sie als eine noch Lebende wieder

nach Hause zurückkehrte; denn weil die Todtenweihe an ihr hafete und dem Glauben nach ihre Manen im Aether herumschwebten, musste sie aus dem Aether in das Haus niedersteigen um hier gereinigt und geweiht zu werden und zugleich dabei ihre Incarnation, Fleisch und Bein erst wieder gewinnen bevor sie als lebendes der Familie neugebornes oder wiedergebournes Glied angesehen werden durfte. Symbolisch stellte man dies folgender Weise dar. Der Todtgeglaubte musste von der Strasse her auf das Dach steigen und sich an einem Strange schwebend aus der luftigen Höhe in das Impluvium des Atrium hinablassen. Hier im hypäthrischen Raume wurde er bewillkommt und sogleich erst lustrirt; sodann gleich einem neugebornen Kinde durch Waschung geweiht, in Windeltücher eingewickelt und zum Scheine einer Amme an die Brust gelegt. Zuletzt feierte man sein Geburtstagsfest und legte ihm noch einen neuen Namen zu dem alten hinzu. Ein solcher Mensch hiess daher *Hysteropotmos*, ein vom Tode wieder Erstandener; es hatte schon ein altes Delphisches Orakel diesen Brauch vorgeschrieben: dass man mit jedem Todtgeglaubten der zurückkehre verfahren solle wie man mit einem neugebornen Kinde verfare, erst dann könne derselbe den olympischen Göttern reine Opfer und Gebete bringen. Wer sich diesem Brauche nicht unterzog, konnte nach dem Glauben der Alten nicht am Leben bleiben, und Varro erzählt ganz treuherzig dass von vielen Todtgeglaubten, welche man in einer blutigen Schlacht im Sicilischen Kriege gefallen wähnte, nur der einzige nach seiner Rückkehr weiter gelebt habe, der sich diesem Brauche unterwarf.

Bemerkenswerth ist ferner dass kein Gerichtsdiener, kein Licitor die Schwelle des Patriciers, des Tribunen oder Consul betreten durfte. Wenn der Hauptmann der Licitoren mit seinen Leuten zur befohlenen Stunde vor dem Hause des Consul erschien, um denselben nach seinen Amtsverrichtungen zu geleiten, blieb er mit seiner Wache davor stehen und schlug zum Zeichen der Meldung dreimal mit seinem Stabe mächtig an die Thüre. Dann trat der Staatsbeamte heraus und liess sich geleiten. Gleiches wiederholte sich wenn er vom Amte nach Hause begleitet wurde; der Licitor meldete seine Rückkehr durch dasselbe Zeichen an.

Heiter geht es am Hochzeittage vor der Thüre her, wenn sie im Schmucke von Lorberzweigen und Rosengewinden glänzt und der Brautchor erscheint, welcher die züchtig verschleierte Braut herbeiführt. Warum steht aher das verhüllte Mädchen vor der

Thüre still? Weil die Schwelle derselben der Vesta geheiligt war, so durfte die in das Haus zur Vermählung eingehende Braut diese Schwelle nicht mit dem Fuße berühren wenn sie nicht eine religiöse Sünde begehen wollte. Ganz natürlich! denn das was derjenigen Göttin geweiht war die sich eine ewige Jungfräulichkeit zum Loose erkoren hatte, durfte von keinem Mädchen berührt werden die ja eben kam ihre Parthenia abzulegen und Familienmutter zu werden. Deswegen harrte ihrer der Bräutigam auch schon vor der Schwelle und hob sie über dieselbe hinweg in das Haus hinein. Bevor er sie aber ergriff verrichtete die Braut Folgendes. Von dem brautführenden Chore begleitet, von ihrer Mutter mit entzündeter Fackel geführt, tritt die Braut welche den Spinnkorb mit Spindel und Wollenknäul trägt, zur Thüre heran, währenddem der Chor den Talasius d. h. das Spinn- und Webelied anhebt; sie salbt die Pfoste der Thüre die durch Lorberzweige und Blumengewinde festlich gekränzt ist, mit Öl oder Wolfsfett und heftet auf die Stelle dann die Spindel mit dem Spinnknäul und Binden die sie selbst gewebt hat. So erfüllte denn das Mädchen als Weib was man bei ihrer Geburt an der Thüre ihres Vaterhauses durch dieselben Zeichen angekündigt hatte. Das blieb so lange hier hangen wie das Hochzeitfest dauerte, als ein Wahrzeichen der häuslich schaffenden Thätigkeit des jungen Weibes. Brod bakkten freilich die stolzen Römerweiber nicht selbst, sie bekümmerten sich eben so wenig um die Küche; das Brod ward von Sklavinnen, die Küche von Sklaven besorgt; ja vor Alters gab es gar keinen Bakkofen im Hause sondern die Mägde bakkten das Brod im Gemeindebakkhause am Vestatempel. Ein Ruhmwürdiges dagegen war es der freien edelgeborenen Frau mit ihren Mägden die Wolle zu krämpeln, zu färben, zu spinnen und verweben. Noch zu Plutarchs Zeit sahe man im Tempel der Treue zu Rom jene Sandale und Spindel welche die Tarquinische Fürstin Caja Caecilia als Wahrzeichen häuslichen Weiberlebens hier niedergelegt hatte da sie vom Alter gebeugt nicht mehr arbeiten konnte. Die tugendreiche Lucretia wurde von dem ruchlosen Fürstensonne mitten in der Arbeit des Spinnens und Webens im Kreise ihrer Mägde überrascht, und es war noch der Stolz eines Hippias, auf den Festspielen zu Olympia als ruhmgekrönter Sieger vor allen Hellenenstämmen in dem Kleide zu prunken welches ihm Weib und Töchter im Hause zu diesem Feste selbst gewirkt hatten. So darf es denn nicht Wunder nehmen wenn das schönste Hochzeit-

geschenk mit welchem der Bräutigam die in sein Haus eintretende Braut empfing, ein Webstuhl war der im Atrium an dem Orte aufgestellt ward an welchem das Weib künftig der Arbeit des Spinnens und Webens pflegen sollte.

Eine schöne Sitte in der sich der Sinn des Hausvaters recht offenbaren konnte und von der man geglaubt hat dass sie erst dem christlichen Mittelalter angehöre, findet sich ebenfalls seit der ältesten Zeit bei den Hellenen und Römern. Dies ist das Anschreiben von Sprüchen am Thüreingange, welche entweder freundlich einladende Grüsse enthalten, oder des guten Omen wegen und als Warnungen gegen den Eingang vom Schädlichen da sind. So erzählt Plutarch dass, weil es Gemeinsitte bei den Hellenen gewesen sei den Eingang der Häuser mit einer Aufschrift zu versehen, Einer welcher sich den Philosophen Krates zum Schutzpatron erkoren, die Aufschrift über seine Thüre gesetzt habe: Krates dem guten Dämon ist der Eingang geweiht. Ein Anderer, der erst jüngst vermählt war aber schon zu verschiedenen Malen den Pantoffel seiner Enehälfte gefühlt hatte, versah dennoch seine Haus-thüre mit der Aufschrift: Herakles der Schönsiegende, hat sich hier wohnhaft niedergelassen, es gehe nichts Schlechtes herein! Hierauf schrieb ein Spassvogel mit grossen Buchstaben daneben: Pakk schlägt sich, Pakk verträgt sich!

Nicht bloss Salve und Chaire schreibt man als Gruss auf die Schwelle der Thüre, auch Lebendes grüsst jeden Ankommen-den mit solchem Worte. Denn da oben am Hyperthyron von des Trimalchio Hause siehst Du in zierlich von Golddraht geflochtenem Käfich einen lustigen gefiederten Burschen, einen bunten Specht aus dem Appenin. Das muss wohl ein recht gelehrter Kauz sein, denn sein Herr ist ein Arzt und der Specht hat schon ganz städtischen Dialekt angenommen. Salve Salve schreit er altklug jenem Landmanne zu der mit dem Bündel delikater Waldschnepfen über dem Stokke die bestaubten Sohlen abschüttelnd eben die Stufen zur Thüre hinaufstolpert. Das ist dem guten Bauer ein Wunder woher die Stimme aus der Höhe kommt und er zieht erschrocken den Hut zum Grusse, meinend der städtische Herr zu dem er gehen will irgend eine Arznei gegen seine Schnepfen einzutauschen, lade ihn höflichst von selber hinein. Wie erstaunt er aber als er neben dem schwatzenden Spechte noch einen kostbaren Käfich mit einem Häher hängen sieht dem die Zunge gleicher Weise noch besser gelöst ist als seine eigne, und der ihn

mit Redensarten bewillkommt auf die er in seinem Patois keine Erwiedrung zu geben vermag. Selbst gefiederte Gäste des Morgenlandes, in prachtvollen Farben schimmernde Papageien die der Tyrier und Sidonier mit indischem Goldgespinst, Sericaner Geweben und Onyxgesteinen nebst indischem Blau und schwarzer Malertusche vom erythräischen Meere herbeiführt, zeigen sich an der Hausthüre. Wenn die Hellenen nach des Philostratos Meinung in dem Geschrei des Papagei freilich einen Sang hörten gleich dem Sirenengesange auf den Inseln, so würde ein germanisches Ohr vielleicht nicht wie das Ohr des Odysseus mit Wachs verschlossen zu werden brauchen um sonder Gefährde den Zaubertönen widerstehen zu können. — Kommst Du aber einmal nach Pompeji und siehst in der Vorstadt am Hafen etwa eine Hausthüre deren Flügel und Pfosten mit Citronenholz belegt und mit Schildpatt garnirt sind, von deren Oberschwelle ein solcher Papagei jedem Vorübergehenden sein Chaire! Chaire! Kalos! zuruft, so verweile einen Augenblick um ganz flüchtig durch die halbgeöffnete Thüre in das Atrium hineinzuschauen über dessen Impluvium ein Velum aus rother Seite gespannt ist, welches die zarten Moose und duftenden Zierpflanzen der Viridaria vor den dörrenden Sonnenstrahlen schützt, und dabei ein röthliches Zauberlicht auf jene Gruppe Sklavinnen wirft die, Kränze windend, zwischen den glänzenden Mosaiksäulen sitzen welche das ringsumgehende Dach tragen. Dringt Dir hierbei gleich der ambrosische Geruch des Weihrauchs und der Kassia von jenem Thymiaterion entgegen welches in Mitten des Atrium dampft, ruft Dir auch fortwährend der buntgefiederte Indianer da oben im goldnen Käfich seinen einladenden Gruss zu — hüte Dich dem Lokk Vogel zu folgen; denn hinter ihren Dienerinnen dort, zwei prächtige Pfauen mit eigener Hand fütternd, während ein gefangenes Häschen mit rothem Bande an dem Fusse ihres Sessels festgebunden ist, da sitzt die Herrin dieser Pracht, einer lilienarmigen Hera gleich, vor deren Hoheit-blickendem Auge Du mit leerer Hand schwerlich Gnade finden möchtest. Denn das böse Gerücht in der Stadt erzählt wie schon mancher junge Korinther die reiche Ladung die er von Vaters Hause auf hurtigem Kiele in den Hafen führte, vor dieser Thüre habe stranden und auf dem Trokknern sitzen lassen.

Willst Du endlich nun auch wissen was das Zeichen eines schlechten tief in Schulden stekenden Hauswirthes ist, so will ich Dir auch das anzeigen. Ein solches Haus welches der Gläu-

biger als Pfand belegte, konnte derselbe nach Hellenischem wie Römischen Rechte so lange in den Zustand der Unbewohnbarkeit versetzen bis der schuldende Besitzer ihm Genüge geleistet hatte. Dies erreichte der Gläubiger dadurch dass er die Thüre des Hauses aus den Angeln hob und nach Hause führte, dass er einen grossen Theil des Daches aufdeckte, die Brunnenröhre verstopfte und versiegelte, oder den Ziehbrunnen schloss. Wie zu Athen dem Timokrates vom Demosthenes vorgeworfen ward mit Hülfe der Polizeileute gegen seine Gläubiger gethan zu haben, so geschah es gerade eben so in Rom. Ein Haus ohne Thüre war also ein böses Zeichen schlechter Wirthschaft hinter ihr. Ein noch böseres Zeichen aber war es wenn sich eine Magistratsperson mit einem Pontifex nebst Licatoren vor dem Hause einfand und der Pontifex mit feierlich ernster Miene seine rechte Hand an die rechte Thürpfoste legte. Denn dies war das Zeichen dass das Haus mit dem Gottesbanne belegt, der Besitzer geächtet oder exilirt oder des Todes schuldig erkannt, seine Familie also von ihrem Grundbesitze vertrieben und zerstreut wurde. Der Pontifex legte alsdann die Hand an die Pfoste und sprach die aus den Ritualbüchern ihm Wort für Wort vorgelesene Weihegebetsformel nach, in welcher er das Haus irgend einer Gottheit zum Eigenthum weihte und jedes menschliche Besitzesrecht davon abschied. Mit dem Augenblicke wo dies geschehen, war das Haus dem Banne der Gottesweihe verfallen, es durfte zu nichts Profanem mehr genutzt werden, man riss es gewöhnlich nieder und errichtete das Heiligthum der Gottheit darauf der es verfallen war. Aber nur an der Thürpfoste, an keiner Säule oder sonst einem Bautheile, und auch nur auf Beschluss und in Vollmacht der Staats- oder Volksgewalt konnte solche Weihe vollzogen werden wenn sie gültig sein sollte. Was eine Privatperson der Gottheit weihte war nach dem Pontificalrechte nicht heilig sobald es nicht von den Vertretern der Religion als Geweihtes anerkannt wurde. Solchen Gottesbann legten gewöhnlich die Hellenen und Römer auf alle Familienhäuser derer welche sich des höchsten Verbrechens gegen den Staat hatten zu Schulden kommen lassen. Cicero in der Rede für sein Haus zählt Beispiele genug davon auf. Das Haus des Spurius Mälius, der nach der Oberherrschaft strebte, wurde so geweiht und vom Boden abgetragen; gleiches widerfuhr dem Marcus Vaccus und auf der Area von des Spurius Cassius so abgerissenem Hause ward ein Templum der Tellus geweiht. Aus ähnlichem Grunde fiel das Haus

des Marcus Manlius, und auf dem Orte vom abgerissenen Hause des Marcus Flaccus baute Quintus Catulus die Porticus der Cimbrischen Siege. Clodius weihte auch auf der Trümmerstätte von des Cicero Hause auf dem Palatin das Heiligthum der Libertas; weil dies aber nicht auf Volksbeschluss und mit Fehlern in der Weiheform geschehen war, wurde diese Thatsache von einem Pontificalbeschlusse für nichtig erklärt, der Bann der Weihe gelöst und dem Cicero sein Eigenthum wiedererstattet. Auch die Athener nahmen das Haus des Polytion so in Beschlag und weihten es dem Dionysos; die Sikyonier weihten gleichfalls das Haus ihres Tyrannen Theagenes zu einem Heiligthume.

Du siehst aus diesem flüchtigen Worte wie die Thüre des Hauses bei den Alten der vornehmste Theil des Aeussern gewesen sei auf welchen alles Gewicht der Ausstattung gelegt erschien; wie Denkweise und Lebensbrauch es so herbeigeführt habe dass man an ihm kund machte die sittlichen Vorgänge und Erlebnisse in der Familie, Freude wie Leid, Geburt wie Sterben. Und indem ich diese kleine Festgabe als ein geringes Scherflein dem zur Ehre spende dessen Gedächtniss uns heute allein die Seele erfüllen soll, grüsse ich zum Abschied einen Jeden der herbeigekommen ist um in diesem Sinne an dem Symposion des Festes Antheil zu nehmen, mit dem alten Grusse des

Chaire! Chaire!

IV.

Fest-Gruss am 13. März 1853.

Ein Edler Seiner Art, ein Mann der gleiche Höh'
Des Ruhms erklimmt, das weiss ich, fände wohl das Wort
So würdig als geziemend dieser Stunde Fest;
Dass aber selbst der Dichtung ganze Vollgewalt
Niemals vermöchte Schinkels Kranz' ein Blättlein mehr
Der Ehren einzufügen, dieses weiss ich auch.
Wo grosse hehre Werke eines Meisters Ruhm
Erheben, eitel wäre seines Ruhms Erhöhn;
Der steht erhoben fest wie diese Werke selbst.
Darum, wenn dieser Tag einträchtig hier vereint
Genossen Freunde Schinkels treue Jünger Ihm,
Nur eine Schuld der Liebe tragen Alle sammt
Sie ab: Gedächtniss-Ehren dankbar Ihm zu weihn!
So will's der Todten Ehre; ihrer Ehren Preis
Ist selber Ehre Schmukk und Stolz den Lebenden,
Er weckt Nacheiferung den später Kommenden!
— Denn leicht vergisst das wechselnde Geschlecht woher
Der Seegen kam von welchem heute Jeder zehrt. —
Auf Weiteres noch deutet hin der Feier Tag:
Unwankbar nachzufolgen Seiner Werke Weg!
Das soll ein still Gelöbniss dieser Stunde sein. —
Fortführen Seines Geistes That? Ein schweres Wort!
Alkides Kraft zu Atlas Amt. Und welcher Mann
Erwagt's? Wer gleicher Selbstverlägnung Tugend übt
Zu unterwerfen seiner eignen Hände Werk
Der alten Kunst Gesetzesspruch! Kothurnespfad
Den freilich wandelt blos erhabner Meister Fuss,

Nicht Jedem lieh der Gott Gedanken grosser Art
 Im Haupte zeugen; aber Edelstem schon nach
 Zu ringen das ist tugendreich, erregt die Kraft
 Zur That, und fort in Seegen wuchert Meisters Pfund.

Wann Deines Hügels Mal, Du Unvergesslicher,
 Wir weihn den frischen Zweig, dann tritt so licht
 Vor unsre Seele Deiner Lebenstage Bild;
 Erinnernd stets daran wie ganz zuerst Du, fremd,
 Ein zarter Knabe, grüsstest diese Königsstadt,
 Erlauchter, Kunst und Musen holder Fürsten Sitz,
 Und wohnend hier, Du hin Dich gabst zeichnender Kunst,
 Doch überflogest Deiner Jugend Lehrer bald,
 Mit Griffels zartem Umriss, klarer Tinten Schein
 Unzähl'ge Bilder dichtend, sinnig, malerisch
 Erfassend Gottes Welt, die gänzende Natur
 Im Farbenschmelz und Formenreiz — ein Spiegelbild
 Von Deiner lautern Seele. Dann, wie weiterhin
 Bauwerklich Treiben mächtig Deinen Sinn und Geist
 Gefesselt, unter aller Bauesweis' und Form
 Jedoch Du gern geschwärmt in jener Kunst Bereich
 Die unsre Zeit romantische wohl nennen mag,
 Und mächt'ge Dome hast gedacht mit jedem Schmuck
 So kleidet alter Münster Bau. Als endlich jetzt
 Zu menschlicher Gestalt sinnvoller Darstellung
 Das Herz Dich zog, als alter Vasen Bildnerin
 In ihrer Unschuld Reiz und heitern Majestät
 Sich aufschloss Deinem innern Auge, dämmernd trat
 Vor Deinen Geist da Hellas wunderbare Welt,
 Mit aller Hoheit angethan die ew'ge Kunst
 Umfließt. Da hob'st Du Dich auf Schwanesfittigen
 In Wonesang entgegen höhrer Wahrheit Licht,
 Dem Seher gleich, Gesetz und Richtmass dieser Kunst
 Zu kündigen die offenbart' ein Gott vor zwei
 Jahrtausenden in geistbegabter Griechen Volk.
 Du führtest dort aus längst versunknem Heiligthum
 Urerster reinster Kunstempfängniss deutsam Bild
 Das alter Sagen Mund Himmelenstammtes pries,
 Auf deutschen Grund zu pflanzen solch' Palladion
 Der Wahrheit, dessen Licht, Medusen gleich erstarrt

Und geistleer zeigt der Scheinkunst Afterformenpomp,
 Erkenntniß leiht, Gedanken wekkt, Erfindung lehrt
 Und rings befruchtend Seegen träuft wie Frühlingstau
 Vom heil'gen Aether. Glücklicher! Mit dieser Kunst
 Errangst Du bald das Ziel was angestrebt umsonst
 Bramante, aller Südlands Meister herrlichster,
 In Sympathie und That Dir eng verwandter Freund.
 Gereiften vollgenährten Geistes schufst Du jetzt
 Nun Werke, gleich wie ehre Siegessäulen hoch
 Hinüberragend über Deiner grossen Zeit
 So klein Geschlecht; die Neids Geschoss niemals erreicht,
 Weil tadellos sie stehn, in Wohlordnung und Mass
 In Formen Farb' und Zier ein leuchtend Musterbild
 Der edlen Schlichtheit ächter grosser Kunst. Wie lieb'st
 Du Deinem Vaterlande Ruhm vor Allem! Half
 Nicht Deine Hand dem kranzumprangten Meister dort
 Erhöhn der Heeresführer Male jener Zeit
 Wo hoch aufrauschete Borussia dein Aar
 So fittigstark, so stolz wie sonst zu Friedrichs Zeit,
 Anklingend hell der Väter siegend Feldgeschrei:
 Vorwärts!? Und war nicht Dein Gedanke Friederichs
 Geweihte Siegergruft, der stolze Wunderbau
 Wo zwölffach schöngesäulter Hallen Thurm aufhob
 Zum Firmament gen „Friedrichs-Ehr“ das Ruhgemach
 Für dieses Fürstenhelden Leib, das leuchtend weit
 In väterlicher Lande heil'ge Mark hinein,
 Ein Hort, ein Leitstern scheinen sollte allem Volk
 Wenn kriegumwogt zum Kampfe Preussens König ruft?! —
 Viel Andres, andrer Weise gabst Du Herrlicher;
 Und wunderbar wohl fügte Dein Geschikk das Loos:
 Dahin zurückzutragen Geistesfrucht woher
 Du Geistesfrucht empfahn. Des Kekrops heil'gen Fels
 Bedeckte Dein Gebild der Königlichen Burg
 Von Neu-Athen; ja tief im Arimaspenland,
 Zunächst Pantikapaion, dort auf Artemis
 Der Taurischen geweihter Opferflur wo einst
 Orestes fand die Schwester Iphigenia,
 Da sollte Orianda stehn, das Zaarenschloss,
 Ein strahlend Meteor an Pontos blauer Fluth, —
 Dein letztes Werk, das Band an Deinem Lorbeerkranz!

Vollendet, schön vollbracht war Schinkels Mission:
Bezeichnend eine neue Ära unsrer Kunst.
Empfangt mit Gruss den Tag wo Ihn das Licht empfing.

Und nun spendet den Wein, und erfasst den Pokal
Und erhebet euch still, dass der weihende Gruss,
Dass der perlende Trank, eine Spende sei Ihm
Der uns Schönes zu leihn, hat den mannhaften Kampf
Mit dem Neide der Welt, mit der Thorheit der Zeit
So ausdauernder Seele gerungen.
Es erstarke die Kraft, zu bewahren Sein Werk,
Und es fest auch zu halten im Herzen.

V.

Fest-Gruss am 13. März 1855.

Das Gedächtniss eines Edlen
Ruht in Frieden
Wirkt in Segen
Immerdar und alle Zeit;
Zwischen wechselnden Geschlechtern,
Unberührt von Neid, Verächtern,
Bleibt sein Name herrlich, hochgeweiht!

Gleich dem Stamm der Lebenspalme
Nahrung spendend
Labung triefend
Steht gepflanzt seine That!
Tausendfältig, allerwegen,
Reift den Enkeln noch entgegen
Frucht, die einst für sie gesät er hat.

So Der Dessen That geworden
Eine Leuchte
Unsrer Füsse
Die vor Irrweg treu bewahrt;
Den als Meister wir bekennen,
Dessen Namen stolz wir nennen:
Unvergleichbar Jedem Seiner Art!

Ist nicht selig Er zu preisen
Der den Grundstein
Unsrer Baukunst
Hat gelegt im Vaterland?

Licht an Hellas Geist entzündend,
 Ueberlieferung froh verkündend,
 Lehrend sie mit Werken seiner Hand?

Ob das aber wohl verstanden,
 Aufgenommen,
 Treu geheget,
 Was Er bildend liess als Pfand?
 Ob's wohl dauernd sollte währen?
 Oder, gleich den Ephemerem,
 Wie es kam mit Ihm auch wieder schwand?

Sieh! Es wirkt nach höhern Trieben
 Jeder Edle
 Seine That so
 Wie sie einsenkt Gott der Brust!
 Sein Bewusstsein zu erfüllen
 Ringt er frei mit Kraft und Willen,
 Unbekümmert ob's der Zeit bewust.

Dann, in Gottes Hände legend
 Seiner Saaten
 Hut und Pflege
 Scheidet er; ein sel'ger Mann!
 Scheidet, wie die Sonn' am Abend
 Im Verglühn die Welt noch labend,
 Wie die Sonne nach vollbrachter Bahn.

Führt dann Nacht mit dunklem Fittig
 Still am heil'gen
 Himmelszelte
 Ihren Sternenchor herauf,
 Schwebt in höherer Verklärung
 Heimgekehrt zu seinem Ursprung,
 Sein Gedächtniss leuchtend vor uns auf.

Die berufen sind zu leiten
 Mögen dessen
 Eingedenken
 Heut an diesem Ehrentag;

Dass auf ihren Lebenswegen
Aus sie streuen gleichen Segen:
Ihre Werke folgen Ihnen nach!

Musenlieblich! Genius!
Hoherhöht in That und Geist,
Sei gegrüßet, sei gepreist
Heut mit heilger Rebe Guss!
Hebt die Becher! giesst den Wein:
Bleibend, dauernd möge sein
Schinkels Name fort und fort
Unsrer Kunst ein Schild und Hort.

VI.

Fest-Gruss am 13. März 1856.

Ruhmeskränze! Neideskränze!

Aber hoch, hoch hängen sie, niemals erreichbar dem Arme des
thörichten Mannes!

Doch nun sag: wem kränzt man die Schläfe so schön
Mit dem Zweige des Ruhms?

Ob ein Mann es wol war der so leichtlicher Müh'
Den bereiteten Weg der geebnet ihm war,
Schon von Anderer Geist, schon von Anderer Hand,
Blos nachtretend gewallt und gegangen?

Oder war es ein Mann der eklektischer Art
Sein Werk nur erzeugt?

Und zusammen das trug was der Zufall ihm bot
Wol aus allerlei Zeit, wol von allerlei Werk,
So mit nichtiger Zier da die Blössen bedekkt'
Wo ihm aus der Gedanke geblieben?

Das ist Jener fürwahr der gebrochen die Bahn und den Grund
erst gelegt für die Enkel,
Und die Stufen darauf zum sicheren Sitz, zu dem Mancher be-
quem dann hinaufstieg!

Der zusammen nicht fügt' ein Schmarotzergebild mit gesammel-
tem Plunder von Formen,
Nein, erzeugend die Form mit bewusstem Verstand, die am Werk
lässt leuchten Gedanken!

Der vor irrigem Weg sich zu hüten gemahnt, vor dem Abweg
 eigener Lehre,
 Weil der Lehrer getäuscht auch den Schüler betrügt, da nur
 Stein er ihm giebt statt Brodtes!

So verläugnete Er sich stolzen Gemüths und verwies auf noch
 höhere Richtschnur
 Als die Rebe Er pflanzt' und den Akker bestellt', von dem Heute
 sich Alle nun nähren!

Dem soll man öffnen weit der Ehren Pforte,
 Den soll man grüssen laut mit Feierworte
 Als Meister, dessen kunstgewalt'ge Hand
 Voran der Baukunst Fackel trug im Vaterland,

Da wandelnd Er geschichtlich sichere Wege,
 Gewann die Tradition zu ihrer Pflege,
 Aus deren lichter Wahrheit ew'ger Kraft
 Wird offenbar wie Kunst ursprünglich zeugt und schafft!

Hat Er's Geschlecht der Kunst nicht zubeweget
 Der, schön verklärt, Natur den Pulsschlag reget?
 Zu Hellas Kunst, der Völker Lehrerin,
 Zu Theseus Wunderstadt, zu Roma's Werken hin:

„Wo unter grün bemoosten Trümmer-Malen,
 „Im Antlitz sel'ge Ruh', Gestalten strahlen
 „Von deren Leib so frisches Leben weht
 „Dass, trotzend Zeit und Sturm, er rein, jungfräulich steht,

„Und lieblich hold der Kithar Hymnenklänge
 „Melodisch rauschen fort im Stein, als dränge
 „Im Maasses Wechselfall aus Grabes Nacht
 „Der Dithyramb herauf, der Chöre Strophenpracht;

„Als rühmten Pindars gottgeweihte Lippen
 „Vom Letosohn in Pythos Felsenklippen,
 „Anakreontischer Erosen Lust
 „Umfange nektartrunken Bakchos Wonnebrust;

„Als klängen rhythmisch Anapästen wieder,
 „Dorischer Männer-Phalanx Sturmschrittslieder,
 „Wie Windsbraut schwellend hallte auf mit Macht
 „Der Athenäer Ruf in Marathon'scher Schlacht! —

So lebt's im Bild und Stein; es strebt zu tagen
 Ein altes Leben neu, zum Licht will tragen
 Was lange barg Demeters Mutterschoos
 Als segenreiche Frucht die schützend er verschloss.

Noch tragen majestätisch Säulenschäfte
 Des Tempels Sternendecke, innre Kräfte
 Die wirken statisch fort im Formenkleid:
 Zerstört — noch schön, gestürzt — ein Bild der Herrlichkeit.

— Der Meister lernte dort in hehrer Stunde
 Kunstwahrheit Spruch aus alten Bildwerks Munde,
 Und was Er dort empfangen, was geschaut,
 Das hat Er uns zum Frommen lehrend aufgebaut;

Damit, an Mutterbrust zurückgekehret,
 Die selbstbewusste Kraft uns würd' genähret
 Zur Schöpfung eigener Gedanken Art,
 Wo wahr Gedachtes, eng', geschauter Form sich paart,

In welcher fest Gesetz die Willkühr bindet,
 Vor Denkens Kraft des Zufalls Trugform schwindet,
 Dass jedem Mann der forschend ringt und sucht,
 Aus Formenkampfes Pein hervorspriesst süsse Frucht.

— Er hat's gethan! — Verklagen jene Lieder?
 Und tönt kein Mund, kein Echo Heut sie wieder?
 Sie schlummern blos, bis geistverwandt Gefühl
 Von Neuem rührt der Alten heilig Saiten-Spiel!

Wol wähnst du: Schinkel galt nur Seiner Zeit
 Und was Er schuf sei nun Vergangenheit —
 Mein schlichter Freund: ein auserwählter Mann
 Der wirket seiner Zeit Jahrhunderte voran;

Und möcht' auch Niemand Seinen Namen nennen,
Zu Seiner Lehre Keiner sich bekennen —
Die Stein' in Seinen Werken rühmten nach.
Gewiss: Sein Todes-Tag — Sein Auferstehungs-Tag!

Und nun hebt den Pokal! Denn dem Herolde gilt's
Der prophetischen Sinns uns die Botschaft der Kunst
 Aus der Vorzeit kündete herrlich!
Und ob längst auch der Gott von uns nahm Ihn hinweg,
Sei den Manen zum Gruss stets Heute geweiht
 Der Pokal mit dem lauterem Weine!

.....
Gedruckt bei A. W. SCHADE in BERLIN, Grünstraße 18.
.....